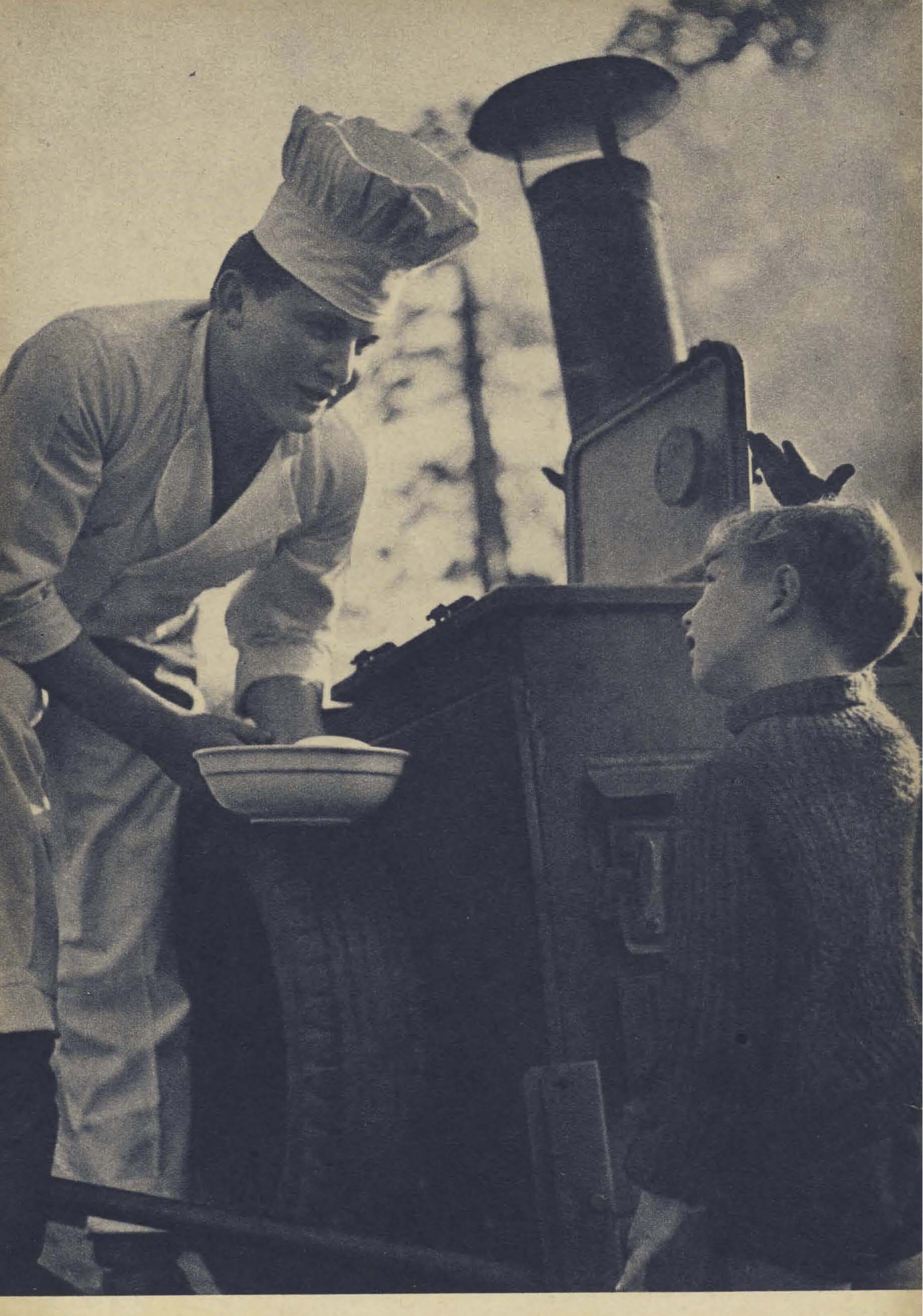
ARMEE Rundschau

Magazin des Soldaten

HEFT 8 • AUGUST 1966 • PREIS MDN 1,–



Auf den Stuben der Reservisten war der wohlverdiente Feierabend eingekehrt. Man saß in Trainingsanzügen oder nur in Hemd und Hose am Tisch, und jede Stube hatte so ihr eigenes Innenleben. Der Tag ging zur Neige. In einer Stunde war Nachtruhe. Da erlaubte sich einer den üblen Scherz, lief den Flur entlang und schrie unaufhörlich „Alarm!" Aber das war kein Scherz, denn im gleichen Augenblick langte jemand zur Tür herein und löschte das Licht. Donnerwetter! Stockdunkel war es.

In der 119 hastete alles zu den Schränken, tappte und tastete, bis einer rief: „Decken vor die Fenster!" Damit war der berühmte Seifensieder aufgegangen, denn trainiert hatte man alles schon einmal, am Tage und sogar mit „Schlafengehen".

Nachdem zwei gemerkt, daß sie an einer Decke zu verschiedenen Fenstern zogen, und sich geeinigt hatten, konnte das Licht aufflammen. Drei Minuten waren verronnen.

Der Sprung zu den Schränken wurde im nächsten Moment aufgehalten durch die ketzerische Frage: „Alarmbetten bauen?" – Was? Die Betten einreißen, die Matratzen aufeinander schichten, das persönliche Eigentum auf eine Decke häufen? Das hieße ja die Schränke ausräumen. Heute hatte es darauf eine „Eins" gegeben! „Vielleicht machen die bloß Spaß", zweifelte ein Ahnungsloser. Sofort teilte sich die Stube in zwei Lager. Die einen begannen Matratzen zu schichten, die anderen ließen Bett Bett sein und rissen Teil 1 und 2 von den Schränken. Stahlhelme schepperten auf den Boden. In aller Hast wurden einige Utensilien verstaut, aber so, daß der Schrankbau erhalten blieb.

Mußte doch wieder einer fragen: „Und unsere Spaten?"

Zum Donnerwetter! Die Zeit lief und lief!

Es war schon x plus 10. (Und noch zehn Minuten war Zeit, aber wer dachte daran). Und nun diese Frage. In die Diskussion ertönte von draußen der Ruf: „Waffenempfang!" – Das kam vier Minuten früher als trainiert.

Der erste stürzte aus der Tür, feldmarschmäßig angezogen, ohne Spaten, der letzte trug noch sein Alarmgepäck über dem Arm. Sie eilten zur Waffenkammer, sie eilten im Laufschritt auf den Stellplatz – acht Minuten vor der Zeit. Die von der 119 waren die ersten. Der Triumph blieb ihnen. Dann vergingen die Minuten. Die ersten Zweifel schlichen sich in die Übereifrigen. Fünf Minuten nach ihnen traf die zweite Truppe auf dem Stellplatz ein, und in der siebenten kam die letzte... mit Spaten.

Der Zugführer meldete dem Kommandeur, und zurück gings in den Flur zur Kontrolle des Alarmgepäcks. Die von der 119 rückten sofort auf ihre Stube. Zugführer und Kommandeur folgten ihnen. Was sie zu hören bekamen, stand später noch in ihren Gesichtern geschrieben. Sie hatten sich in ihrem blinden Eifer mehr geschadet und waren, obwohl die ersten auf dem Stellplatz, nun doch die letzten geworden.

Wolfhard Schmidt



Vignette: Harri Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

POSTSACK

AR in der UdSSR

Mit Vergnügen lesen wir immer das Soldatenmagazin. Wir haben es Ihrer Zeitschrift zu verdanken, daß wir jetzt das Leben in der Nationalen Volksarmee besser kennen.

Gefreiter Werpachowski und
Soldat Sidorenko, UdSSR

Besuch im Grenzgebiet

Gern möchte ich meinen Mann einmal in seinem Dienstort besuchen. Er ist Grenzsoldat. Wo muß ich mir eine Genehmigung zur Einreise ins Grenzgebiet holen?

Vera Enzbach, Kamenz

Ihr Mann muß bei seinem Kommandeur eine entsprechende Befürwortung der Einreise einholen. Mit diesem Schriftstück gehen Sie dann zu Ihrem zuständigen VPKA, das alles weitere erledigt.

Denn bei der Post...

Ich arbeite beim Bahnpostamt 6 in Erfurt. Es ist nicht schön, daß man die jungen Kollegen, die im Frühjahr ihren Ehrendienst in der NVA antraten, nicht verabschiedete. Sind ein nettes Wort und ein Blumenstrauß denn zuviel verlangt?

Hilmar Heilmann, Erfurt

Einkleidung

Wann werden die Berufssoldaten – wie vorgesehen – mit Offiziersuniformen eingekleidet?

Feldwebel Sasse, Karpin

Aus wirtschaftlichen Gründen kann das nur etappenweise geschehen. In diesem Jahr werden zunächst die Oberfeldwebel eingekleidet, ab 1967 dann auch die Feldwebel.

Im D-Zug erlebt

Wenn ich nach Hause fahre, treffe ich im Zug oft Soldaten. Solange es noch beim harmlosen Necken bleibt, geht es ja. Fließt allerdings Bier durch die trockenen Kehlen, dann ist ihre Ausdrucksweise nicht immer fein. Ich habe nichts gegen eine Flasche Bier. Doch es muß immer im Rahmen bleiben.

Monika Reibestein, Berlin





Von der Volks- zur Handelsmarine

Bei der Volksmarine habe ich Spaß an der Seefahrt gefunden und möchte später zur Handelsmarine. Wird meine hier erworbene Qualifikation im seemännischen Dienst anerkannt?

Obermatrose Reinhardt, Bug

Ja. Sofern Sie eine 30monatige praktische Seefahrtszeit nachweisen können, gilt sie als teilweise Matrosen-Berufsausbildung. Für die Facharbeiterprüfung ist dann nur noch eine 6monatige Tätigkeit als Decksmann nötig. Diese Festlegung finden Sie in der 2. Durchführungsbestimmung zur Förderungsverordnung.

Typenblätter gesucht

Ich bin leidenschaftlicher Sammler der Typenblätter. Liebe AR, könntest Du mir jemanden vermitteln, der die Typenblätter oder gar die kompletten Hefte der letzten Jahrgänge an mich abtreten würde?

Hans-Dieter Müller, 435 Bernburg
August-Bebel-Str. 29

Wer kann mir helfen? Ich bin Schüler und suche die AR-Typenblätter von 1961 bis 1965.

Günther Scholz, 7034 Leipzig,
Straße des Komsomol 276

... davon 400 000 in Vietnam

Wieviel Soldaten hat die US-Armee unter Waffen?

Soldat Jeschke, Römhild

Nach offiziellen Angaben hatte die US-Armee am 30. 4. 1966 eine Gesamtstärke von 3 005 019 Mann. In der Nationalgarde, die eine wichtige Reserve der amerikanischen Armee ist, dienen 550 000 Mann. Noch in diesem Jahr sollen die Aggressionsstreitkräfte in Vietnam auf 400 000 Mann gebracht werden.

Der vergeßliche Frank

Schon mehrmals erhielt ich von dem Soldaten Frank Schütz einen Kartengruß. Leider vergaß er immer, seine Adresse anzugeben. So muß ich eine „Suchanzeige" aufgeben.

Fritz Rosenmeyer, Gera

Und wieder mal Kurzurlaub

Mein Mann hatte jetzt Jahresurlaub. Muß er nun erst wieder 12 Wochen bis zum nächsten Wochenendurlaub warten?

Christine Walther, Ilsenburg

Da der Kurzurlaub entsprechend der DV 10/14 in Verbindung mit Erholungs- und Festtagsurlaub zu planen ist, kann das durchaus geschehen.

Lazarettfreuden

Seit Oktober 1965 bin ich krank. Doch meine Kameraden haben mich nicht vergessen. Sie haben mich schon mehrmals in Bad Saarow besucht und Geschenke mitgebracht. Das hat mich sehr gefreut. Besonderen Dank den Genossen Hauptmann Oertel, Stabsfeldwebel Rukke sowie dem Gefreiten Buley.

Unteroffizier Schulz,
z. Z. Bad Saarow

Reserve I und II

Wie lange dauert eine Reserveübung?

Obermaat d. R. Döbler, Parchim

Nach § 8 der Reservistenordnung beträgt die Dauer der Übungen für die Angehörigen der Reserve I höchstens 3 Monate und für die Reserve II höchstens 2 Monate im Jahr.

Kompliment

Seit mein Mann eingezogen wurde, lese ich jeden Monat Ihr Magazin. Mein Kompliment, die AR finde ich ausgezeichnet.

Ursula Röder, Lauchhammer-Mitte

Convair F 106-A

Kürzlich las ich etwas von dem amerikanischen Flugzeug „Convair F 106-A". Was ist das für eine Maschine?

Udo Wagner, Luckau

Es ist eine Weiterentwicklung des F 102 als einsitziger Allwetterjäger mit Zielsuch- und Lenkraketen.

Zielsicher

Können Fla-Raketen Flugzeuge mit beliebiger Höhe und Geschwindigkeit vernichten?

Lutz Meißhold, Leipzig

Bis zu einer Geschwindigkeit von 600 m/sec und einer Höhe von 30 000 m.

An Oberst Richter

Sehr gut gefallen mir Ihre Antworten. Besonders interessiert hat mich auch Ihre persönliche Schilderung im Heft 4, da ich in diesen Wochen selbst Kandidat der SED geworden bin. Viele neu zu uns gekommene Genossen sind sehr erstaunt, daß ich als einfacher Soldat an einen Oberst schreibe, und auch, daß der Regimentskommandeur auf die Stuben geht und mit den Soldaten diskutiert. Aber dieses gute Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Unterstellten ist ja gerade ein Charakteristikum unserer sozialistischen Armee.

Gefreiter Behrendt, Mühlhausen





Zum Studium früher nach Hause?

Ich will im Herbst studieren. Kann ich dafür vorzeitig entlassen werden?

Stabsgefreiter Kühnlenz, Stallberg

Das ist im Interesse der Gefechtsbereitschaft und eines kontinuierlichen Ausbildungsprozesses nicht möglich. Durch geeignete Förderungsmaßnahmen ist jedoch an allen Hoch- und Fachschulen dafür gesorgt, daß die aus der NVA kommenden Studenten wegen des verspäteten Studienbeginns nicht ins Hintertreffen geraten.

Auch mal Orden und Medaillen

Schon oft habe ich Spangen, Medaillen und Abzeichen an den Uniformen unserer Armeeangehörigen gesehen. Kann die AR nicht mal eine zusammenfassende Darstellung bringen?

Heinz Thoma, Bleicherode

Wir nehmen die Anregung auf. Allerdings können wir noch nicht sagen, wann wir sie verwirklichen werden.

(Schlechter) Witz

Als wir kürzlich unseren Parteisekretär, einen Oberleutnant, zum Röntgen schickten, bekamen wir einen Befund, in dem er zwar zum Oberstleutnant avanciert war, dafür aber alle Spalten mit den medizinischen Angaben unausgefüllt blieben. Und dann der schöne Nachsatz: „Empfehle weitere regelmäßige Kontrollen." Punkt. Unterschrift.

Leutnant Helbig, Lüttgenrode

Bald 10 Jahre alt

Wann erschien eigentlich das erste Heft der „Armee-Rundschau"?

Flieger Jessner, Drewitz

Im November 1956.

Die Liebe der Soldaten

Mit großem Interesse habe ich die Umfrage im Maiheft gelesen und erfreut vernommen, daß unsere Soldaten ein Herz für gute Literatur haben. Sicher gibt ihnen die Liebe zum Buch auch Kraft für ihren schweren Dienst, wofür ich gleichzeitig alles Gute wünsche.

Carmen Behrendt, Heiligenstadt

Anrechnungsfrage

Ich bin Zivilangestellter bei der NVA. Werden meine NVA-Jahre in der zivilen Wirtschaft angerechnet?

Rudi Wilke, Ückermünde

Nein. Es handelt sich dabei nicht um ein Dienst-, sondern um ein Arbeitsrechtsverhältnis mit der NVA.

Die aus der 6b

Um neun Uhr trafen wir uns vor der Kaserne. Major Wehrstedt, der Vater eines Klassenkameraden, hatte uns zu einem Besuch bei der NVA eingeladen. Zuerst zeigte er uns Lichtbilder von den Land-, Luft- und Seestreitkräften. Dann gingen wir in die große Panzerwerkstatt, wo fünf gepanzerte Ketten- und Räderfahrzeuge zur Besichtigung vorgefahren waren. Fünf Offiziere erklärten uns alles. Uns hat alles sehr interessiert.

Klasse 6 b der Clara-Zetkin-Oberschule, Großenhain

In Zivil durch die Wache?

Ich bin ledig und habe keine Wohnung. Als Feldwebel und Soldat auf Zeit darf ich nach Dienst Zivil tragen. Doch die Wache will mich nicht 'rauslassen. Soll ich mich etwa auf der Straße umziehen?

Feldwebel Kurzbach, Leipzig

Das brauchen Sie nicht. Entsprechend der DV 10/3 dürfen Sie bei kasernierter Unterbringung Zivilkleidung in der Unterkunft aufbewahren. Daraus leitet sich ab, daß Sie die Kaserne auch in Zivil betreten und verlassen dürfen.

Stichtag: 1. 9. 1939

Wie stark war die faschistische Marine zu Beginn des zweiten Weltkriegs?

Matrose Perstrick, Peenemünde

Am 1. 9. 1939 verfügte die hitlersche Kriegsmarine über 2 Schlachtschiffe, 1 Flugzeugträger, 3 Panzerschiffe, 2 schwere und 6 leichte Kreuzer, 22 Zerstörer, 20 Torpedoboote, 57 Unterseeboote, 32 Minensucher, 20 Schnellboote und 40 Räumboote.





Vignetten: Arndt

Unbefriedigend

Im Heft 5 gaben Sie dem Genossen Thurner, der gern zum Zoll möchte, die Auskunft, sich an die Zollverwaltung der DDR in Berlin zu wenden. Es ist aber besser, wenn er sich entweder bei der für seinen Heimatort zuständigen oder auch einer anderen Bezirksverwaltung bewirbt. Er vermeidet damit Umwege.

Leutnant d. R. Sommerschuh, Dresden

Grenzfragen

Wie lang sind eigentlich die Grenzen der DDR zu Westdeutschland und Westberlin?

Sylvia Ätzler, Lychen

Insgesamt hat die DDR 2267 km Staatsgrenzen zu ihren Nachbarstaaten. Davon entfallen auf die Staatsgrenze zu Westdeutschland 1384 km und zu Westberlin 164 km.

Durcheinandergeraten

Tragen bulgarische Oberste (Heft 7, Seite 93) neuerdings Hauptmanns-Schulterstücke?

Eberhard Klein, Berlin

Natürlich nicht! Die zu Recht bemängelte Abbildung geriet durch ein Versehen auf den falschen Platz. In der dargestellten Reihenfolge müßte es nun richtig heißen: 10 Major, 11 Oberstleutnant, 12 Oberst, 13 Hauptmann.

Verlustmeldung

1960 erhielt ich das Leistungsabzeichen der damaligen Deutschen Grenzpolizei. Leider ist es mir abhanden gekommen. Wo kriege ich ein neues her?

VP-Offiziersschüler Riemann, Aschersleben

Richten Sie auf dem Dienstweg eine Verlustmeldung an die Abteilung Kader des Kommandos der Grenztruppen.



Gefreiter Sandig fragt: Ich bin das zweite Mal mit dem Bestenabzeichen ausgezeichnet worden. Wie oft kann man das eigentlich bekommen?

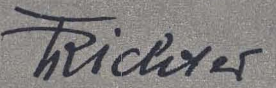
Oberst Richter antwortet

Vorweggenommen: Ich wünsche Ihnen zwar noch weitere und noch bessere Erfolge, aber ein drittes Mal würde ich Ihnen dieses Bestenabzeichen eigentlich nicht verleihen – obwohl es nirgends geschrieben steht, daß es nicht auch ein drittes oder gar ein sechstes Mal verliehen werden könnte.
Wenn ich also sage: „Weitere und noch bessere Erfolge . . .", dann meine ich vor allem, spätestens hier, vorm dritten Mal müßte Ihr Kommandeur eigentlich stutzig werden: Eine solche Beständigkeit und Steigerung im militärischen Wohlverhalten verdient auch stufenweise gesteigert anerkannt zu werden!
Zum Beispiel mit vorzeitiger Beförderung zum nächsthöheren Dienstgrad, mit dem Leistungsabzeichen oder der Verdienstmedaille der NVA! Letztere wäre besonders geeignet, das Gleichgewicht der Kräfte auf dem Uniformrock eines solchen ausgezeichneten Armeeangehörigen herzustellen.
Ich muß sagen, Armeeangehörige mit zwei, ja sogar drei Bestenabzeichen sind mir schon einige begegnet, aber ein Soldat mit der Verdienstmedaille der NVA? Das hat bald größeren Seltenheitswert als ein Neueingestellter mit perfekten militärischen Kenntnissen und Eigenschaften.
Aber sooo selten sind sie ja nun auch wieder nicht, unsere Soldaten und Unteroffiziere, die sich besondere Verdienste erworben haben. Das sollte Sie, Genosse Sandig, nun wiederum nicht aus Ihrem Bestenabzeichen-Gleichgewicht bringen oder gar dazu verleiten, Ihre Auszeichnungen geringer zu achten.
Ich könnte mir allerdings das Bild der anspornenden Gerechtigkeit auch so vorstellen: Den Offizieren, das ist ohnehin klar, hängen die Attribute ihrer ausgezeichneten Leistungen meist unmittelbar über dem Herzen!
Aber dem Gefreiten Sandig, der noch nicht einmal Unteroffizier, aber schon zweimal „Bester" wurde, sollte sein weiteres Verdienst ebenso herzlich, nämlich medaillengewürdigt sein.

Kollege Bruno Kallenberg fragt: Was sagen Sie dazu, sehr geehrter Herr Oberst?

Sie wollen wissen, was ich zu folgendem sage: „. . . eine Brigade wird mit dem Staatstitel ‚Brigade der sozialistischen Arbeit' ausgezeichnet, und einer wird davon ausgeschlossen, weil er . . . bei der NVA war!"
Ich zitiere Sie noch weiter:
„. . . Die Brigade feierte, der Kollege arbeitete . . ."
Er lehnte – weil: siehe oben – das Mitfeiern ab. Beinahe möchte ich sagen: Ich schäme mich! Nur weiß ich nicht genau, soll ich mich für die Brigade oder für die Arbeitsgruppe Neuendorf beim VEB Kraftverkehr Karl-Marx-Stadt oder für den VEB schämen!
Also, wie war das doch:
Während der Brigadebewährung bewährte sich der Genosse Ferno als Soldat, damit sich die Brigade in friedlicher Arbeit weiter bewähren kann.
Aber dieser Zusammenhang kann doch unmöglich weder von einer sozialistischen Brigade noch von einer sozialistischen Gewerkschaft oder von einer sozialistischen Betriebsleitung übersehen werden!
Ich kenne zum Sachverhalt nichts weiter als Ihren Brief, lieber Kollege Kallenberg. Doch reicht er zu zwei Schlüssen:
Lieber junger Freund Ferno! Hast Du etwa bei der Armee versagt? Ist das die Quittung für einen schlechten Dienst, den Du Deinem Staat und Dir geleistet hast? Ich möchte es Dir nicht unterstellen.
Vielmehr möchte ich aus der Erfahrung sagen: Liebe Leute, es ist höchste Zeit, mit einer solchen verletzenden Geringschätzung des Wehrdienstes Schluß zu machen!

Ihr Oberst





Einer muß nach Hause

Von Hauptmann Walter Flegel

Roland Heber kannte die Stelle im Brief seines Bruders auswendig. In Druckbuchstaben geschrieben hob sie sich auf der letzten Seite des Briefes schon äußerlich hervor. Sachlich, ohne zu kommentieren schrieb Gerhard: „Setz dich hin. Gestern will ich ‚Das Ferien- und Bäderbuch‘ von euch holen. An der Haustür renne ich mit Marion zusammen. Sie kam von oben. Nicht allein. Ihn habe ich noch nie gesehen. Sieh zu, daß du kommst. Mutter habe ich noch nichts gesagt."

Irgendjemand hatte Marion zum Betriebsausflug mitgebracht, aber beim Skatspielen und Trinken vergessen. Als er zuviel verloren und getrunken hatte, fiel sie ihm wieder ein. Bei Roland fand er sie, lachend, Möwen fütternd. Er torkelte auf sie zu. „Hee!" brüllte er, „treibst dich rum, was! Du Nuttchen!" Rolands Fausthieb warf ihn auf eine der Sitzbänke des Spreedampfers.

Sie kam von oben. Nicht allein.

Am nächsten Sonntag hupte Roland sie früh aus dem Bett. Unterwegs zum Müggelsee spürte er auf seinem Rücken ihre Brüste, ihre Wärme. Sie badeten, unterhielten sich. Auch darüber: „Du, bin ich die erste?"

„Ja."

„Nicht möglich!"

„Ich bin nicht der erste?"

„Nein."

Noch vor dem Mittagessen fuhren sie zurück. Auf seinem Rücken brannte ihre Wärme. Marions Eltern segelten in Grünau. Sie waren allein in der Wohnung, allein im Haus, allein in der Stadt. Nackt kam Marion aus dem Nebenzimmer. Er fand das natürlich und fand sie schön und wunderte sich ein wenig, daß sie am ganzen Körper gleichmäßig braun war.

Sie kam von oben. Nicht allein.

Nach drei Monaten legalisierten sie ihre Beziehungen. Marions Eltern räumten zwei Zimmer für sie. Nun lebten sie jenen ersten Sonntag an jedem Tag, als Herr und Frau Heber, daheim, nicht mehr irgendwo. Sie waren überzeugt, alles voneinander zu wissen.

„Du solltest wie dein Vater Theodor heißen. Wenn du auf dem Rücken liegst, schnarchst du. Du hast zu wenig Haare auf der Brust, zu wenig. Dafür anders umsomehr. Von oben bis unten kenn' ich dich auswendig."

„Als Kind hast du vor Fliegen Angst gehabt und immer Salz geleckt. Daher bist du so feurig. Dein Muttermal unter der linken Brust find' ich im Dunkeln. Paß auf, mit einem Griff. Bleib schon liegen. Da. Wenn der Hund deinen Oberschenkel ein bißchen weiter oben angebissen hätte . . ."

„Wäre ich zur Heilsarmee gegangen."

Sie kam von oben. Nicht allein.

Ihr erstes Problem wurde die Einberufung.

„Du mußt?"

„Ja."

„Nichts zu ändern?"

„Nein."

„Ja! Nein! Und ich?"

„Du arbeitest doch. Und ich habe Urlaub."

„Sechs mal im Jahr, was!"

„Ich muß."

„Ich muß auch!"

„Was?"

„Ach! Angst habe ich."

„Vor wem?"

Auf der Liege vergaßen sie die Trennung.

„Wartest du?"

„Ich warte."

Sie kam von oben. Nicht allein.

Roland schob den Brief in die Brusttasche. Und wenn es nur für einen Tag war. Er mußte nach Hause. Er lief von der Bank am Klub, auf der er gesessen hatte, zu seiner Unterkunft. Er lief an der Tür vorbei, zurück zur Bank. Sein Urlaubsgesuch mußte er begründen. Sollte er schreiben: „Ich muß nach Hause, weil meine Frau mit einem anderen schläft?" Aber wenn er nach Hause wollte, mußte er jemandem sagen warum. Er schämte sich. Vor den anderen Soldaten, die Marions Bild bewundert hatten, ihre vollen Lippen, die unergründlichen Augen, das lange Haar, Marions Schlankheit. Er schämte sich vor den Offizieren. Neugierig würden sie sein. Ratschläge würden sie geben. Abweisen könnten sie ihn, oder sagen: „Seht euch die Mädchen doch vorher genau an! Da haben Sie sich aber eine geheiratet." Unwichtig, wenn sie ihm danach halfen. Er mußte nach Hause. Entschlossen, seine Scham zu überwinden, erhob er sich abermals.

Leutnant Lenz hatte die Wachbelehrung beendet. Ein paar Sonntagsstunden blieben ihm noch für seine Frau und den Sohn. Nach dem Mittagessen würde er sich mit Rita eine Stunde hinlegen. Danach wollte er die Fernsehantenne montieren. Von nun an hatte seine Frau Abwechslung genug, wenn er Wache hatte, beim Manöver oder auf Dienstreise war. Oft genug mußte er sie allein lassen, oft genug für Tage oder Wochen. Und das in dieser Einöde. Ab heute aber stand der Apparat im Wohnzimmer.

Lenz schloß sein Arbeitsbuch in den Schrank, ging zur Tür. Draußen stand Heber, den Arm noch ausgestreckt zum Anklopfen.

„Genosse Leutnant, ich möchte Sie wegen einer persönlichen Sache sprechen." ▶

„Heute abend oder morgen. Jetzt habe ich keine Zeit. Ich muß nach Hause."

Lenz machte sich zum zweiten Kontrollgang bereit. Immer, wenn er nachts müde wurde, kontrollierte er die Unterkünfte, die Wachen oder die Posten. Die Nacht war frisch und klar, mondlos. Lenz ging seine Kontrollen mit Vorliebe allein. Manchmal stand er eine halbe Stunde und länger auf dem Postenturm an einer Ecke der Kaserne. Die Posten störten seine Gedanken nicht. Diese wachen Nachtstunden gehörten zu seinen besten. Da erinnerte er sich an allerlei Erlebnisse. Sie fielen ihm plötzlich ein, nach einem Vogellaut, beim Anblick eines nächtlichen Schattenbildes, oder durch den Duft der Kiefern.

Lenz passierte die Hauptwache. Unmittelbar an der Kasernenmauer entlang lief er nach hinten in das Gelände des Fahrzeugparks hinein. Vom Postenturm an der Südwestecke der Mauer ging er nach Norden. Langsam, leise, denn hier war das Gelände unübersichtlich. Werkstattschrott lag umher, Kohlenhaufen türmten sich auf hinter der Heizung, die im Winter für alle Posten die große Versuchung darstellte. Jetzt war sie verschlossen. Lenz hatte das Gelände hinter sich, schritt auf den Postenturm zu, dessen Schatten er gegen den Himmel sah. Da klackerten an einem Kohlenberge Brikett herab.

Zwischen zwei Kohlenhaufen hockte ein Soldat. Lenz erkannte den hellen Fleck des Gesichtes, die Kokarde an der Mütze, irgendein Abzeichen über der rechten Brusttasche.

„Kommen Sie hervor!"

Die Brikett knackten unter den Schritten. Der Soldat stolperte, fiel. Als er vor ihm stand, leuchtete ihm Lenz ins Gesicht. Heber drückte die Augen zu. Sein Gesicht war schwarzbefleckt. Lenz knipste die Lampe aus.

„Wo kommen Sie her?"

„Ich wollte gehen."

„Kommen Sie!"

Während sie durch den Fahrzeugpark liefen, redete Lenz auf den Soldaten ein. Auch der Versuch sei ein Vorkommnis. Eine Schande für den Zug sei es. Gerade Heber, dem er das nie zugetraut habe. Ein Ehemann und sonst so zuverlässig.

„Wohin wollten Sie?"

„Nach Hause."

„Auf diesem Wege?"

„Ja."

„Können Sie den Urlaub nicht abwarten!"

„Nein, wenn die Frau mit einem anderen schläft."

„Sie hätten doch nur zu mir . . ." Da fiel es Lenz ein. Heber wiederholte es: „Jetzt habe ich keine Zeit. Ich muß nach Hause."

„Setzen wir uns." Sie saßen nebeneinander auf der Bank, auf der Heber am Vormittag den Brief gelesen hatte, und schwiegen. Lenz dachte: Wenn ich zehn Minuten später gekommen wäre! Unerlaubte Entfernung. Fahndung. Besonderes Vorkommnis. Ursache: Jetzt habe ich keine Zeit. Ich muß nach Hause.

Er bot dem Soldaten eine Zigarette an.

„Glück gehabt, beide", sagte er.

Draußen an der Mauer entlang fuhr ein H3A. Sein Scheinwerferlicht schnitt die Mauerkrone. Lenz sah das bleiche Gesicht des Soldaten, der Rauch ausblies, das brennende Ende der Zigarette in der hohlen Hand versteckt. Wie oft schon mochte er so geraucht haben. Als Posten, oder irgendwo, wenn es verboten war. Was wußte Lenz von Heber? Bis heute nur: Einundzwanzig Jahre alt, verheiratet, Kraft- und Kranfahrer der Bauunion in Berlin. Bis 1961 Grenzgänger. Guter Langstreckenläufer und Richtkanonier. Ruhig und kameradschaftlich. Wie wenig von einem! Wie wenig von zwanzig! Hatte er schon oft gesagt: „Jetzt habe ich keine Zeit?" Er wußte es nicht.

„Was würden Sie tun, Genosse Leutnant?"

„Ich? Ich weiß nicht. Und Sie?"

„Mit ihr reden werde ich! Treff ich ihn bei ihr, denkt er nie wieder dran, eine verheiratete Frau zu nehmen. Es gibt welche, die sind nur auf verheiratete Frauen aus. Und bei meiner hatte er Erfolg."

„Sind Sie sich überhaupt sicher?"

„Meinem Bruder glaube ich, und überhaupt, ja."

„Wie alt ist sie?"

„Neunzehn."

„Was tut sie?"

„Friseuse, Herrensalon."

„Seht euch die Mädchen doch vorher genau an!"

Was sollte Roland antworten.

„Was ist sie denn wert, wenn sie schon nach drei Monaten . . ."

Roland schwieg.

„Was haben Sie sich da geheiratet?"

„Das ist meine Sache. Aber ich muß nach Hause. Wenigstens für einen Tag." Er könnte zur Stunde schon bei Marion sein, wenn Lenz ihm heute morgen ein paar Minuten zugehört hätte.

Als der Leutnant den Urlaubsschein ausfüllte, sah Roland sich daheim an der Wohnungstür klingeln. Marion wird an seinem Gesicht sehen, daß er alles weiß. Zum Fenster treten wird sie, die Ellbogen aufstützen, hinaus auf die Straße blicken und so abwarten. Jagt man eine Frau wegen einem Male davon? Eine Frau? Ein Mädchen!

Zwei Tage Zeit gab Lenz ihm. Roland rannte zur Unterkunft. Wenn er sofort losging, schaffte er in der zehn Kilometer entfernten Kreisstadt den Dreiuhrzug. Zwei Tage. Das reicht zum Verzeihen, zu Versprechungen, zu mehr. Dann wird Abschied sein, bitterer Zweifel.

„Ich bin nicht der erste?"

„Nuttchen!"

„Ich muß auch."

Sie kam von oben. Nicht allein. Ich habe ihn noch nie gesehen. Wenn das dann eines Tages wieder in einem Brief stand.

Lenz sah den Soldaten in der Tür der Unterkunft verschwinden.

„Glück gehabt", dachte er, „beide unwahrscheinliches Glück."

Er saß auf der Wachpritsche, noch so, wie er hereingekommen war ins Dienstzimmer. Den Helm auf dem Kopf und die Signallampe am zweiten Knopf festgehängt.

„Jetzt habe ich keine Zeit. Ich muß nach Hause." Das hatte er gesagt? Unruhe erhob sich in ihm. Er wußte nicht, ob er das schon einmal zu einem

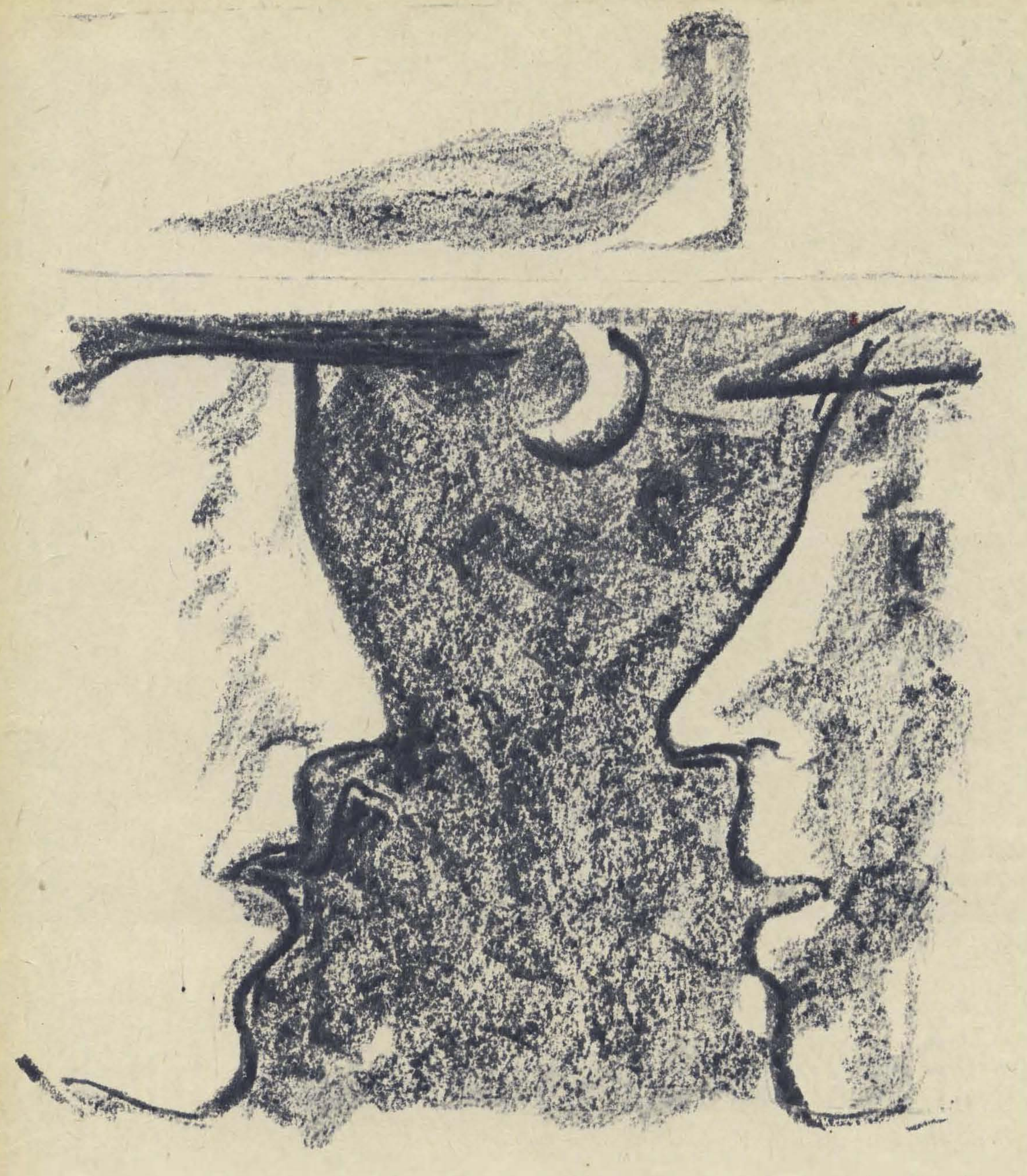


Illustration: Wolfgang Würfel

Soldaten gesagt hatte. Er wußte plötzlich aber, wie wenig er von den zwanzig Menschen wußte, die zur Zeit seine Soldaten waren. Zuerst hatte ihn immer das interessiert, was den Soldaten ausmachte, Uniform, Disziplin, Ausbildung. ‚Zuerst', dem in den achtzehn Monaten selten das ‚Danach' folgte. Weil man keine Zeit hatte. Weil man sich keine Zeit nahm. Lenz hatte zwanzig Soldaten, zwanzig Zugführer hatten vierhundert Soldaten. Der Helm drückte. Lenz warf ihn auf die zusammengelegte Decke am Fußende der Pritsche. Er trank aus der Thermosflasche, die seine Frau mit schwarzem Tee gefüllt hatte. Dann zog er den Helm wieder zu sich heran, setzte ihn auf und ging, obwohl er so wach war, wie selten als Offizier vom Dienst nachts ein Uhr. Er hatte Glück gehabt. Aber er war nicht froh darüber, nicht ruhig.

Ein Offizier ist nicht gut, wenn er Glück haben muß.



„Paßkontrolle, Ihren Ausweis bitte!"

Grenzübergangsstelle Drewitz. Kontrolle des Verkehrs von und nach Westberlin. An den Schlagbäumen herrscht ständig Betrieb. Betrieb wie an jeder Staatsgrenze. Personenkraftwagen, Autobusse, Lastzüge. Westberliner, Westdeutsche, Ausländer.

„Paßkontrolle, Ihren Ausweis bitte!"

„Zollkontrolle, öffnen Sie bitte Motorhaube und Kofferraum!"

Die diensthabenden Genossen sind flink und höflich. Sorgfältig überprüfen sie Dokumente und Fahrzeuge.

„Dankeschön, und gute Weiterreise!"

Mit freundlichem Kopfnicken nehmen die Fahrer die Papiere zurück. Der Schlagbaum öffnet sich.

Streife im Innenraum der Grenzübergangsstelle. Langsam schreiten die beiden Soldaten am Rande der Autobahn auf und ab. Mal schauen sie zu den Schlagbäumen, dann wieder in die Fahrzeuge, die an ihnen vorbeirollen. Sie sichern die Arbeit ihrer Genossen bei der Paß- und Zollkontrolle, achten darauf, daß niemand die hier geltende Ordnung verletzt.

Gefreiter Dietrich, der Postenführer, ist froh, daß der Verkehr heute nicht so stark ist wie am Wochenende oder zu Feiertagen. So hat er mit

Stimmt die Ladung mit den Warenbegleitpapieren überein? Die Zollangestellten, hier bei der Kontrolle eines Zementzuges, lassen sich nicht übers Ohr hauen. ▶

„Guten Tag, Paßkontrolle, Ihren Ausweis bitte!" Sorgfältig prüft der Posten die Papiere der Reisenden. ◀

Text:
Oberstleutnant
Rolf Dressel

Fotos:
Hauptmann d. R.
Wilfried Stöhr

seinem Posten die Fahrzeuge besser unter Kontrolle. Sie sehen in jedes Fahrzeug, beobachten das Verhalten der Insassen. Welche schauen gleichgültig aus dem Fenster. Andere blicken sich neugierig um. Wieder andere sehen die Soldaten hochmütig an, als wäre es unter ihrer Würde, sich von ihnen kontrollieren lassen zu müssen. Doch wie sich die Passanten auch verhalten – sie sind diszipliniert, respektieren die Ordnung an der Staatsgrenze unserer Republik. Und darauf kommt es an.
Plötzlich bleibt der Blick des Postenführers an einem westdeutschen Autobus haften. Am dritten Fenster von vorne hantiert ein hemdsärmeliger Mann an seinem Jackett herum, welches am Fenster hängt. Eine Kamera kommt zum Vorschein. Der Mann fotografiert. Ein Touristenfoto fürs Familienalbum? Oder will der Mann mit dem Foto lediglich seinen Mut beweisen, mit dem er die „bösen Kommunisten" trotz Verbotes überlistete? Vielleicht hat er aber auch die überall stehenden Verbotsschilder übersehen!?
Sei es, wie es will, Fotografieren ist hier verboten. An den Grenzübergangsstellen wie auch an anderen militärischen Objekten. Das ist keine spezielle DDR-Erfindung, sondern in vielen Staaten so üblich.
Gefreiter Dietrich verständigt seinen Posten und





Gefreiter Fritz-Uwe Dietrich, 22, Maurer, FDJ-Mitglied, Kandidat der SED. Stolz heftet er das Bestenabzeichen, das ihm eben verliehen wurde, an seine Uniform.

◀ Alarm in der Grenzkompanie. Die Alarmgruppe bezieht die vorgesehenen Stellungen an der Autobahn.

geht ins nahe Wachhäuschen. Ein Telefonanruf. Person, Nummer des Fahrzeuges ...
Der Mann in Hemdsärmeln ist überrascht, als er bei der Paßkontrolle zum Aussteigen aufgefordert wird. Er will erst abstreiten, fotografiert zu haben, doch der Posten bleibt unnachgiebig. Erst als er den Film zur Kontrolle abgeben muß, gibt er es zu.
Im Labor wird festgestellt, daß der Film tatsächlich belichtet ist. Mit Aufnahmen von der Grenzübergangsstelle. Die Negative, für welchen Zweck sie auch immer gedacht sein mögen, werden einbehalten. Der Mann kann ungehindert weiterfahren.
Das war nur ein harmloser Vorfall. Täglich kann so etwas passieren. Dennoch ist Gefreiter Dietrich ein wenig stolz. Er hatte gut beobachtet, schnell und präzise gemeldet. Das wird beim Grenzdienst immer wieder gefordert. Daß er jedoch schon tags darauf ein neues Erlebnis haben



Ein Konvoi der US-Army am Kontrollpunkt. Die Militärtransporte der westlichen Besatzungsmächte werden von unseren sowjetischen Freunden kontrolliert.



Auf Grenzstreife im Hinterland. Auch seitwärts von der Autobahn haben Grenzverletzer keine Chance.

◀

soll, das von ernsthafterer Natur ist, ahnt er noch nicht, als er aufzieht. Diesmal steht er an der Straßenbrücke, die am anderen Ende der Grenzübergangsstelle quer über die Autobahn führt.
USA-Besatzer in Zivil sind mit ihrem PKW verkehrswidrig gefahren. Sie kreuzen zwischen den übrigen Fahrzeugen herum und gefährden den Verkehr. Plötzlich stehen sie am Schlagbaum. Der Posten will ihnen den Weg zum sowjetischen Kontrollpunkt zeigen, doch die Amis gehen darauf nicht ein. Herausfordernd verlangen sie den Schlagbaum zu öffnen. Offenbar wollen sie sich der Kontrolle entziehen. Die provokatorische Absicht ist unverkennbar. Der Posten löst kurz entschlossen ein Signal aus ...
Gefreiter Dietrich hört das Signal. „Straße sperren!" heißt es. Nanu, was ist geschehen? Er weiß es noch nicht. Ohne zu zögern, betätigt er einen großen Hebel. Die Raste senkt sich, und „Hannibal", eine meterlange Straßensperre aus tonnen-

schweren Stahlträgern, setzt sich langsam, immer schneller werdend in Bewegung. Sie rollt von den Schienen herunter auf die Fahrbahn. Bei ihrem Anprall an dem starken Betonklotz, ihrem Widerlager auf der anderen Straßenseite, zittert der Boden. Der Verkehr ist unterbrochen. „Stop", leuchtet es den ankommenden Fahrzeugen entgegen. Jeder Durchbruchsversuch eines Fahrzeuges würde hier scheitern.
Gespannt blicken Gefreiter Dietrich und sein Posten die Straße entlang. Sie macht hier an der Brücke eine Kurve, deshalb können sie nicht bis vor zur Kontrollstelle sehen. Doch sie halten vergebens Ausschau nach einem Fahrzeug, das verdächtig wäre, einen Durchbruch zu wagen. Die US-Besatzer haben es inzwischen nämlich vorgezogen, nun doch an den sowjetischen Posten heranzufahren und sich ordnungsgemäß kontrollieren zu lassen. Ihre Provokation ist an der Aufmerksamkeit unserer Grenzsoldaten gescheitert. Ein Motor heult auf. „Hannibal" wird wieder von der Straße gezogen. Die Straße wird freigegeben. Flüssig, reibungslos rollt wieder der Verkehr. Wer keine feindlichen Absichten hegt, kann die Staatsgrenze unserer Republik ungehindert passieren.



Wachfrei! Auf dem selbst hergerichteten Sportplatz hinter der Kompanieunterkunft „knödeln" die Soldaten gerne.

Stop! „Hannibal", eine Straßensperre aus Stahlträgern, rollt auf die Fahrbahn. Falls sich ein Fahrzeug der Kontrolle entzieht – hier endet der Durchbruchsversuch.
▼

Wer bereits einmal an der Eskaladierwand hing, wird die Ohren spitzen! Jawohl, einige Zivilisten mußten bereits auf dem Weg zur Armee über eine Sturmbahn. Spatz Schlaukopf wird Ihnen einige dieser Kämpfer mit ihren Gedanken vorstellen, drei von fünf, die, als sie die „Sturmbahn" überwunden hatten, mit dem Ruf empfangen wurden:

„Die Künstler kommen!"

Das waren die Gedanken des Hauptmanns der Reserve Scheffel:

Wie gemütlich kannst du doch heute diesen Berg zum Objekt hinaufmarschieren, ach was – hinaufwandeln. Vor Jahren warst du dort oben selbst Soldat, und wenn du beim Ausgang die letzte Straßenbahn verpaßt hattest, bist du hinaufgekeucht. Daher der Name „Sturmbahn" für den Anstieg. Nicht einmal im unruhigsten Schlaf – etwa in Erwartung eines Alarms – wäre es dir eingefallen, daß du eines Tages mit großer Zeichenmappe unter dem Arm diesen Weg machen würdest, als Kommilitone – wie das klingt –, als Lehrerstudent für die Fächer Kunsterziehung und Deutsch. Der Auftrag für uns fünf lautet: Schaffen Sie als Geschenk für die Partei eine Mappe von Druckgrafiken über das Leben in der Armee. Der Auftrag ist also alles andere als konkret. Aber er reizt! Ist mal was anderes im Studienbetrieb, ist auch was besonders Verantwortliches, und endlich – was wäre das schon für ein Hauptmann der Reserve, der sich nicht gern wieder einmal Kasernenluft um die Nase wehen ließe. Vielleicht triffst du sogar einige alte Bekannte ...

Da sitzt du nun hier auf dem Park – wann bist du früher schon einmal auf dem Fahrzeugpark zum Sitzen gekommen – und zeichnest einen Panzer. Es ist der vertraute T 34, und ist es doch wieder nicht. Nicht wenig ist neu daran, zum Beispiel die Funkanlage. Und Nachtmarschgeräte hatten wir einst überhaupt noch nicht. Damals hast du mit deiner Kompanie die ersten erprobt. Für das Mot.-Schützenregiment ist dieser T 34 noch ein vollwertiger Panzer, aber bald wird auch er dem T 54 weichen ... Was sagt der Gefreite da, diese Spottdrossel? Ob ich überhaupt was von Panzern verstehe? „Genosse, als du noch zur Schule gingst und noch mit der Trommel um den Weihnachtsbaum marschiert bist, hab ich hier oben den Panzern schon das Getriebe geschmiert." Da staunst du, was? Manches ist mir allerdings völlig neu. Die Schwimm-SPWs gab's in unserem Regiment noch nicht. Und einen Wartungspunkt wie hier oben habe ich auch nie kennengelernt. Wir hatten grad mal angefangen, uns solch ein Prachtstück einzurichten. Trotz allem, ‚Spottdrossel', als Offizier würde ich schon mit euch zurechtkommen, als Zeichner fällt es mir jedenfalls nicht leichter. Im übrigen werdet ihr noch öfters Leute von unserem Institut hier oben zu sehen bekommen. So sieht es der Freundschaftsvertrag mit eurem Regiment vor. Auch er ist ein Beispiel der Verbindung zwischen Volk und Armee. Vielleicht sollte ich als Endzeichnung gerade dieses Thema gestalten!?

■

Dies dachte der Gefreite der Reserve Aurich:

Was sagen da die Genossen spöttisch? „Die Künstler kommen!" Das gilt also nicht deinem Bart, sondern unseren Zeichenblöcken. Hab' früher schon gezeichnet in der Truppe, Genossen. Als ich selbst noch Gefreiter war. Viel auch für die „Messe der Meister von morgen". Hab' die Armee immer als recht kulturfreundlich kennengelernt, alles was recht ist. Freut euch wohl auch, daß wir euch mit euren Dicken zeichnen, wie? Uns würden sie auch noch holen? Zwei von uns vielleicht. Sie sind sozusagen militärisch unbeleckt. Ich will's lieber nicht ausplaudern: Der eine sagte vorhin, daß er tot wäre, müßte er ein Vierteljahr den Stahlhelm tragen. Wir anderen haben's längst hinter uns. Wenn ich dort hinten die Kompanie unter Schutzmasken marschieren sehe, denke ich immer an meinen ersten Marsch. Über 15 Kilometer – und den letzten Teil der Strecke im Laufschritt. Ja, ich war zweiundeinhalb Jahre bei der Flak, Genossen. Als es noch freiwillig war, Genossen. Und an diese Zeit muß ich immer denken hier oben, an die schönen und weniger schönen Erlebnisse der eigenen Soldatenzeit. Und man vergleicht! Das Verhältnis zwischen Soldaten und Unteroffizieren erscheint mir besser. Was sagst du da? Ich soll bei meiner Skizze nicht die kleine Schraube an der Wanne übersehen? Witzbold! Aber Spaß beiseite! Genosse, ich zeichne doch keine Typenblätter, sondern wir wollen ein künstlerisches Bild geben, das heißt, das Wesentliche zeigen. Ja, die Schraube ist natürlich für euch sehr wichtig. Überhaupt erstaunlich, die Technik. Vieles, was ich seinerzeit nur von fern gesehen habe, manches, was es damals noch nicht gab! Ob ich mal in den Panzer klettern möchte? Gern! Noch lieber würde ich drei Tage mitfahren! Die Übungen waren immer das Interessanteste bei uns. Ihr wißt ja: Lieber 5 Tage Übung als einen Tag Kasernenleben. Auch fürs Zeichnen wär's nützlich! Ich will das Wuchtige und Starke des Panzers gestalten. Aber das Wichtigste ist mir der Mensch, der Soldat. Auf der eigentlichen Arbeit werde ich deshalb wohl

„Auf dem Park", Aurich

„Rast", Sackowitz

den Panzer etwas weiter in den Hintergrund und euch, Genossen, mehr in den Vordergrund rücken ...

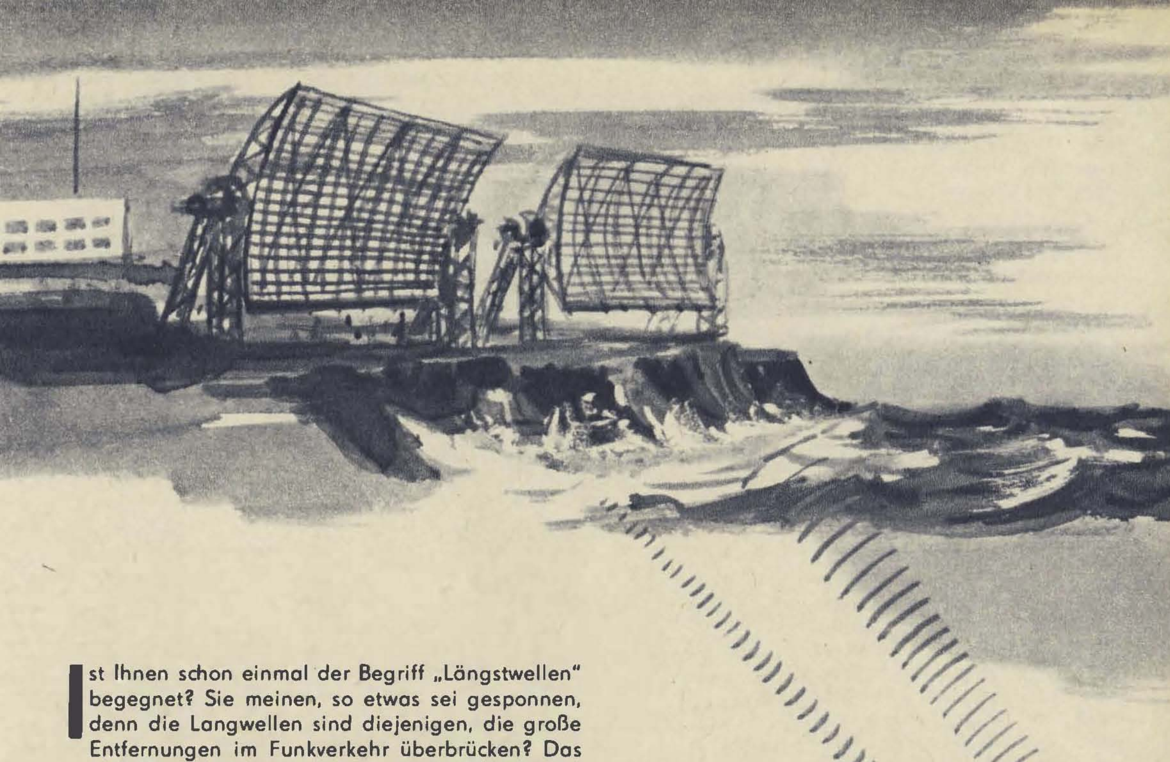
Und das waren die Gedanken des Gefreiten der Reserve Sackowitz:

Der Politstellvertreter ist in Ordnung – interessiert und entgegenkommend, fragt, was wir sehen möchten und welche Wünsche wir haben. Ob wir nicht auch einmal beim Zeichenzirkel des Regiments vorbeischauen? In 6 Wochen wöchentlich einen Tag hier oben – da werden wir kaum noch Zeit für den Zeichenzirkel haben. Aber danach könnten wir es – oder andere von uns. Die Bereitschaft, uns zu helfen, gibt manchmal sogar Anlaß zum Schmunzeln. Der Kompaniechef bei den Mot.-Schützen läßt seine Soldaten Modell sitzen und bietet sich dann selbst dafür an. Wie er jetzt seine Uniform straffzieht! Und in Positur an einem Plankonspekt zu arbeiten beginnt! Aber alles in allem spürt man immer wieder: Es ist ein großes kulturelles Bedürfnis vorhanden. Und darüber hinaus: Wenn man's mit unserer Zeit vergleicht – die Kader wissen, kennen und können heute mehr. Könnte sich allerdings auch auf den Wandschmuck auswirken. Oft ist er künstlerisch einfach undiskutabel. Und muß der Soldat auch noch auf den Gängen und im Klub das militärische Leben an den Wänden wiederfinden? Auf den Stuben ist ja leider nicht viel Platz für Bilder. Unser fünfter Mann ist sogar sauer, weil es so eng ist auf den Stuben. Er ist das erste Mal in einem Objekt. Ja, mein Lieber, der Soldat lebt nun mal auf engstem Raum. Aber das hat auch seine Vorteile. Wir merken's ja selbst in unserer Seminargruppe. Bei der Armee ist einer auf den anderen angewiesen. Im zivilen Leben kann einer doch öfter irgendwo am Rande mitlaufen, bei den Soldaten heißt es Farbe bekennen. Da zeigt sich bald, was für einen Charakter du hast. Da lernt man auch den anderen erkennen und einschätzen. Wir sehens eben auch in der Seminargruppe: Die aus der Armee kamen, haben den meisten anderen in punkto Menschenkenntnis manches voraus. Ob ich mal in deinen Panzer steigen möchte, Genosse? Was es sonst noch im Regiment an Nachrichtentechnik gibt – da frage ich lieber nicht. Das hat man nicht gern. An euren Panzern hier habe ich mich allerdings – ehrlich gesagt – inzwischen übergesehen. Hier auf dem Park sind sie mir zu starr. Ich möchte sie dynamischer gestalten, etwa bei einer Übung, wie wir sie selbst erlebten, oder wie bei „Oktobersturm" ...



„Ausgang", Aurich

P. S. Dieser Marsch über die „Sturmbahn" war kein Solospaziergang. Ihn sah ein Vertrag zwischen dem Pädagogischen Institut in Erfurt und einem Mot.-Schützenregiment vor. Das ist kein Patenschaftsvertrag, sondern ein Freundschaftsvertrag; die Pädagogen unterstützen die Offiziere bei der pädagogischen und psychologischen Qualifizierung, das Regiment unterstützt die Pädagogen bei Lehrgängen der vormilitärischen Ausbildung; Offiziere des Regiments treten mit militärpolitischen Vorträgen vor den Studenten auf, die Gesellschaftswissenschaftler des Instituts unterstützen das Regiment bei der Ausarbeitung politischer und ökonomischer Argumentationen; die Kybernetiker treten miteinander in Erfahrungsaustausch die Sportler in den Wettkampf – um nur einige Punkte zu nennen. Bleibt zu erwähnen, daß der „Genosse Regimentskommandeur" und der „Genosse Professor" diesen Vertrag mit ihren Unterschriften bekräftigten.



Funkverkehr unter Wasser?

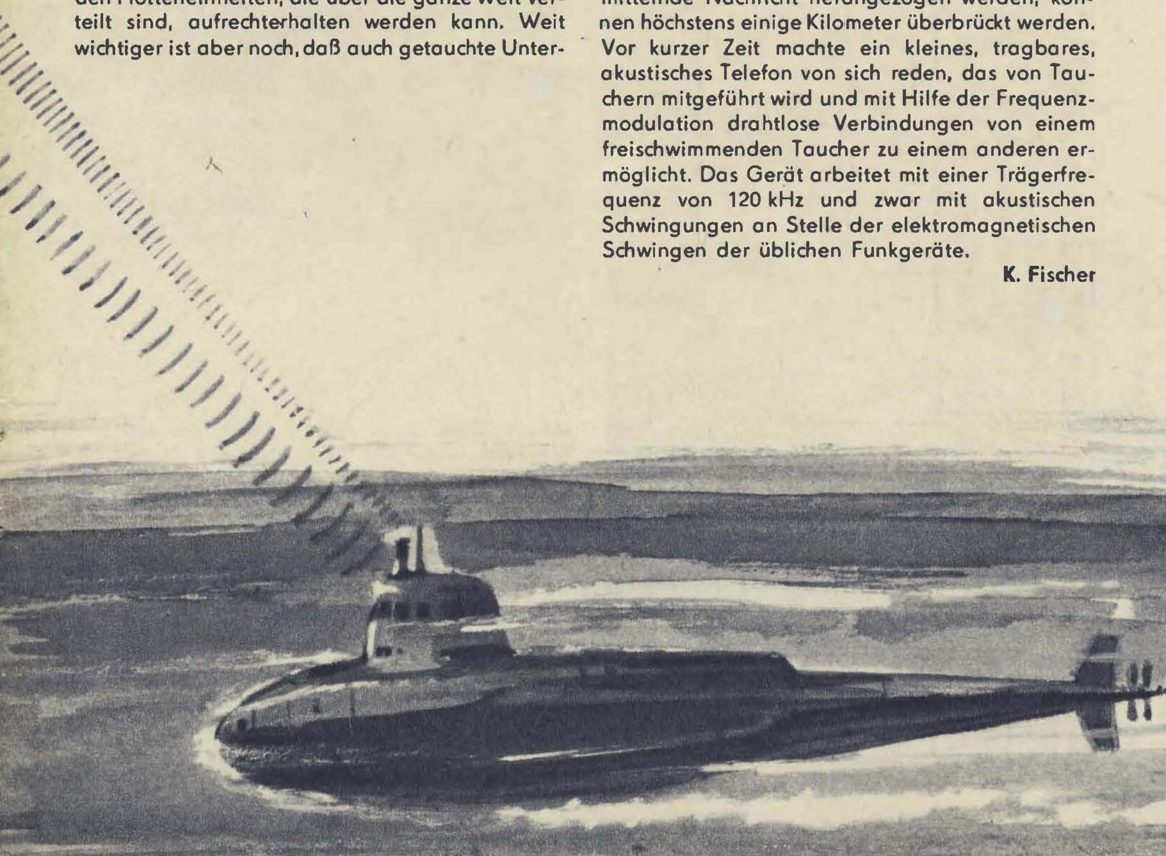
Ist Ihnen schon einmal der Begriff „Längstwellen" begegnet? Sie meinen, so etwas sei gesponnen, denn die Langwellen sind diejenigen, die große Entfernungen im Funkverkehr überbrücken? Das trifft zwar auf den Rundfunk zu, die militärische Nachrichtenübermittlung jedoch verlangt Funkbrücken über extrem große Weiten. Hauptsächlich die Kriegsflotten sind auf solche Nachrichtenverbindungen angewiesen. Das war schon im zweiten Weltkrieg so.
Besonders die Einheiten (meist Unterseeboote), die weit von ihren Stützpunkten entfernt operierten, hatten oft keine Verbindung dorthin. Da erinnerte man sich an Versuche, die schon während des ersten Weltkrieges mit Längstwellen (VLF – very low frequencies) angestellt worden waren. Mit Frequenzen zwischen 15 und 20 kHz, also Wellenlängen über 10 000 Meter konnte man damals schon mehrere tausend Kilometer überbrücken. Heute kann mit Längstwellen die ganze Welt umspannt werden, und zwar mit einer Sicherheit, die bei Kurzwellen nie zu erreichen ist. Der Bodenwellenanteil bei Längstwellen breitet sich entlang der Erdoberfläche aus und kann in Entfernungen von 2000 Kilometern noch einwandfrei empfangen werden. Um größere Entfernungen zu überbrücken, nutzt man den Raumwellenanteil aus, der an der D-Schicht* in rund 80 Kilometern Höhe reflektiert wird. Störende Schwunderscheinungen am Empfangsort entstehen infolge geringer Wegunterschiede zwischen den Boden- und den Raumwellen kaum.
Nach dem Krieg gerieten die Längstwellen vorübergehend in Vergessenheit. Der Grund hierfür waren die großen Antennen und die hohen Sendeleistungen. Für eine weltumspannende Nachrichtenübertragung mittels einer Längstwellenfunk-

---

* D-Schicht = ionisierte Gasschicht in 60 ... 80 km Höhe, nur auf der sonnenbeschienenen Seite der Erde.

stelle benötigt man eine Sendeleistung von mehreren hundert Kilowatt. Außerdem lassen sich im Bereich der Längstwellen nur zwei Nachrichtenkanäle unterbringen, die auch nur über eine geringe Bandbreite verfügen. Deshalb wird bei VLF-Verbindungen auch nur im Tastfunk gearbeitet.
Die Ausnutzung der Längstwellen wurde immer stärker von militärischer Seite gefordert. Man hatte festgestellt, daß die Explosion einer Atombombe mit etwa 50 Mt Sprengkraft in 80 Kilometer Höhe alle Kurzwellenfunkverbindungen im Umkreis von 4000 Kilometern für 24 Stunden unmöglich macht. Längstwellen werden dagegen von Kernexplosionen weit weniger gestört. Nicht uninteressant ist, daß sich Längstwellen auch für Funkverbindungen mit Raumfahrzeugen während ihres Wiedereintretens in die Erdatmosphäre eignen, da sie die Schicht des erhitzten und dissoziierten Gases, welches sich zu diesem Zeitpunkt um das Raumschiff legt und den größten Teil der elektromagnetischen Wellen nicht passieren läßt, ungehindert durchdringen.
Die US-Navy hat vor einigen Jahren in Cutler (Main) eine VLF-Station in Betrieb genommen, die auf der Frequenz 16,7 kHz und mit einer Leistung von zwei Megawatt sendet. Eine weitere VLF-Station steht im pazifischen Raum und eine dritte in Australien. Der Grund, daß sich von den amerikanischen Streitkräften ausgerechnet die US-Navy für die Verwendung von Längstwellensendern entschloß, ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß nur mit diesen niedrigen Frequenzen eine ständige Nachrichtenverbindung mit den Flotteneinheiten, die über die ganze Welt verteilt sind, aufrechterhalten werden kann. Weit wichtiger ist aber noch, daß auch getauchte Unterseeboote erreicht werden können, da Längstwellen bis zu einer bestimmten Tiefe in das Wasser eindringen. Bei großen Sendeleistungen und extrem empfindlichen Empfängern lassen sich Unterseeboote auch in größeren Tauchtiefen noch erreichen. Eine VLF-Station in Anthorn (England) wird von der NATO ausschließlich für Funkverbindungen mit Schiffen und speziell mit Unterseebooten benutzt. Diese Funkstelle ist ständig im Einsatz und bildet ein wichtiges Verbindungsglied zwischen den getauchten Unterseebooten und den Stützpunkten. Die Unterseeboote brauchen nicht mehr zu bestimmten Zeiten auftauchen, um weitere Einsatzbefehle über Funk in Empfang zu nehmen, wie es meist im zweiten Weltkrieg noch notwendig war. Das ist besonders wichtig für Atomunterseeboote, die monatelang unter Wasser bleiben.
Ein anderes Problem ist die Nachrichtenverbindung mehrerer getauchter Unterseeboote untereinander. Wie schon erwähnt, braucht man für die Aussendung von Längstwellen große Antennen und hohe Sendeleistungen. Längstwellensender können aus diesen Gründen nicht für die Verbindung U-Boot – U-Boot unter Wasser eingesetzt werden.
Bis zum heutigen Tage ist es noch nicht möglich, Unterwassernachrichtenverbindungen über größere Entfernungen herzustellen. In letzter Zeit wurden Versuche angestellt, Laserstrahlen sowie akustische Einrichtungen für diesen Zweck nutzbar zu machen. Mit Laserstrahlen und auch mit Ultraschallwellen, die beide als Träger für die zu übermittelnde Nachricht herangezogen werden, können höchstens einige Kilometer überbrückt werden. Vor kurzer Zeit machte ein kleines, tragbares, akustisches Telefon von sich reden, das von Tauchern mitgeführt wird und mit Hilfe der Frequenzmodulation drahtlose Verbindungen von einem freischwimmenden Taucher zu einem anderen ermöglicht. Das Gerät arbeitet mit einer Trägerfrequenz von 120 kHz und zwar mit akustischen Schwingungen an Stelle der elektromagnetischen Schwingen der üblichen Funkgeräte.

K. Fischer





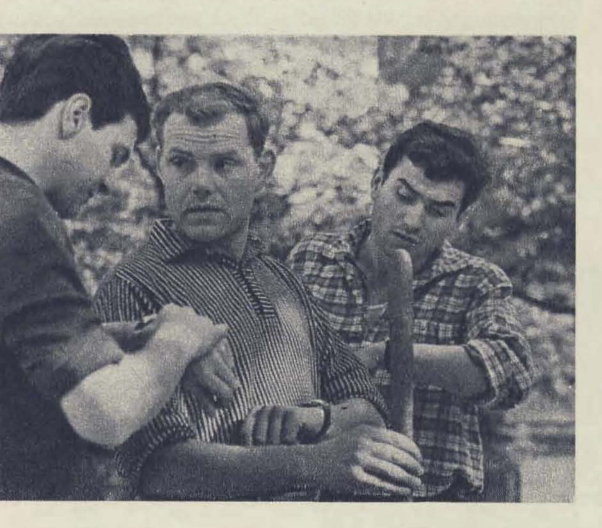
1
Nacht vom 13. zum 14. August 1961. Berlin, Kopenhagener Straße.
Unteroffizier: Der Befehl lautet: Es ist in kürzester Frist um Westberlin ein antifaschistischer Schutzwall in Form einer Mauer zu errichten.



2
Wenn ich mir als alter Maurer vorstelle, was auf den 67 Kilometern Grenze in Berlin so gepfuscht werden wird beim Mauern, bei mir nicht. Was warst du denn von Beruf, Genosse?
Erster Soldat: Traktorist.
Zweiter Soldat: Maschinenschlosser.
Unteroffizier: Da fängt's doch an. Bei mir wird Verbund gemauert. Weißt du, was das heißt? Du hast den Mörtel aufzulegen. Eine Schippe muß reichen für vier Steine, schreib dir das hinter die Ohren, du Maschinenschlosser.
Erster Soldat: Maschinenschlosser? Nee, Traktorist.

Fachleute

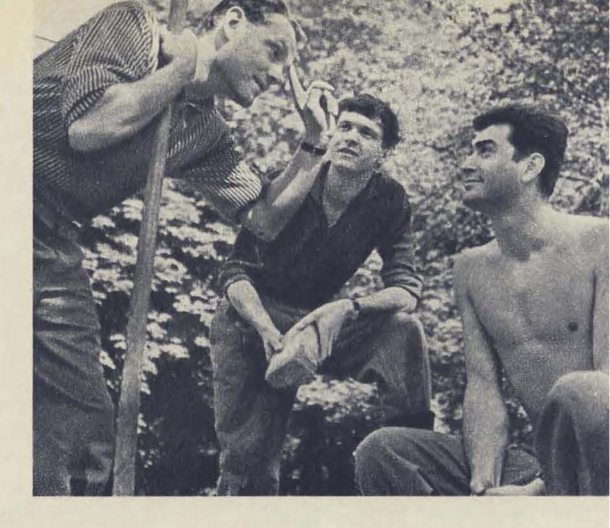




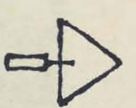
3
Unteroffizier: Auch so ein Beruf, der mit der Maurerei so gut wie nicht verwandt ist. Ich bin bloß froh, daß ich noch drei Genossen von den Kampfgruppen dazukriege. Bau-Union. Weißt du, was das heißt? Wenn die mauern, steht das Ding mit der Wasserwaage. Uhrzeit?
Zweiter Soldat: Drei Uhr vierundzwanzig.
Unteroffizier: Um halb müssen wir vor. Du mischst den Mörtel, dreiviertel Eimer Wasser auf den Tubben, keinen Schluck mehr. Wasser ist das Brot des Maurers. Mörtel zu naß oder zu trokken, kann der Maurer nichts mocken. Schreib dir das hinter die Ohren, du Traktorist.

4

Zweiter Soldat: Ich bin der Maschinenschlosser.
Unteroffizier: Oder so. Ich werde froh sein, wenn ich mit Fachleuten wie euch über die Runden komme. Ich sehe schon, euch fehlt das Gefühl für Mauern, woher auch. Maurer ist ein schöner Beruf. Wir sind durchweg intelligent, guck dir meinen Willi Stoph an. Das kommt, du hast von oben einen größeren Gesichtskreis. Schreib dir das hinter die Ohren, du ... Traktorist.



Eine Geschichte vom Dreizehnten
Von Helmut Baierl





5

Zweiter Soldat: Maschinenschlosser.
Unteroffizier: Genosse. Genosse.
Erster Soldat: Da kommen drei Genossen, Kampfgruppen.
Unteroffizier: Das ist meine Truppe. Los, fertigmachen.

6

Erster Kämpfer: Wir sind hier eingeteilt zum Mauern, Genosse.
Unteroffizier: Mauern, jawohl.
Zweiter Kämpfer: Wir sollten uns hier beim Genossen Unteroffizier Morloch melden.
Unteroffizier: Das ist er. Kumpels, macht euch frei. Ein paar Meter weiter ist Klassenkampf. Jetzt könnt ihr was erleben: Ein Kalk, ein Stein, ein ...
Die Kämpfer: ... Bier.





7

Erster Kämpfer: Man müßte alles mit Kybernetik erklären. Auch dieses historische Ereignis hier. Ein Kausalkomplex, mit seiner eigenen Mechanik. Was denn! Verstehen Sie doch die Kybernetik als Nachbildung der natürlichen Gesetze.
Zweiter Kämpfer: Würde ich zustimmen. Aber nur von dieser extremen Sicht her. Ansonsten ist das, was sich gerade abspielt, und dessen Interpreten und Hersteller wir zugleich sind, so recht eigentlich ein gesellschaftlicher Vorgang, kulminierend im Denken und Handeln der Mehrzahl der betroffenen Individuen. Klar, die alte Entwicklungsphase mit Hin und Her, Rüber und Hinüber, ist vorbei.



8

Unteroffizier: Paßt mal auf, die ziehen sich gleich wieder an.
Dritter Kämpfer: Betrachten wir das als Maschine gegen den Imperialismus, so entäußert sich wie in jedem anderen Produktionsvorgang menschliches Wesen – nicht absoluter Weltgeist – in die technische Natur.
Alle drei: Marx!
Dritter Kämpfer: Na, dann wollen wir mal.

Fachleute

9

Unteroffizier: Ausweis.
Erster Kämpfer: Einweisung vom Stab.
Unteroffizier: Was sind Sie?
Erster Kämpfer: Agrobiologe.
Unteroffizier: Professor, Doktor?
Erster Kämpfer: Doktor.
Unteroffizier: Wie?
Erster Kämpfer: Professor, Doktor, Doktor.



„Fachleute“ ist Teil eines begeistert aufgenommenen Programmes, mit dem Studenten und Dozenten der Theaterhochschule Leipzig vor Angehörigen der Nationalen Volksarmee auftraten.





10

Unteroffizier: Doktor. Doktor. Aha. Und Sie?
Zweiter Kämpfer: Schenk, Mathematiker. Nur einmal Doktor.
Der Unteroffizier: Sie?
Dritter Kämpfer: Mansfeld, Statiker.
Erster Kämpfer: Wir sind die Kampfgruppe der Akademie der Wissenschaften.

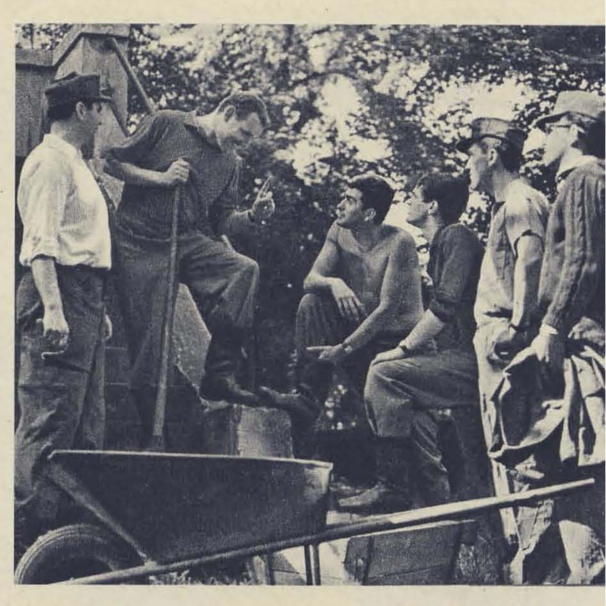
11

Unteroffizier: Aha. Und Sie wollen also mal probieren, wie das so geht, mauern.
Erster Kämpfer: Was heißt, probieren. Ich bin gelernter Maurer.
Zweiter Kämpfer: Ich auch.
Unteroffizier: Nun sag bloß, Sie sind auch Maurer.
Dritter Kämpfer: Erlauben Sie, ich bin Zimmermann.

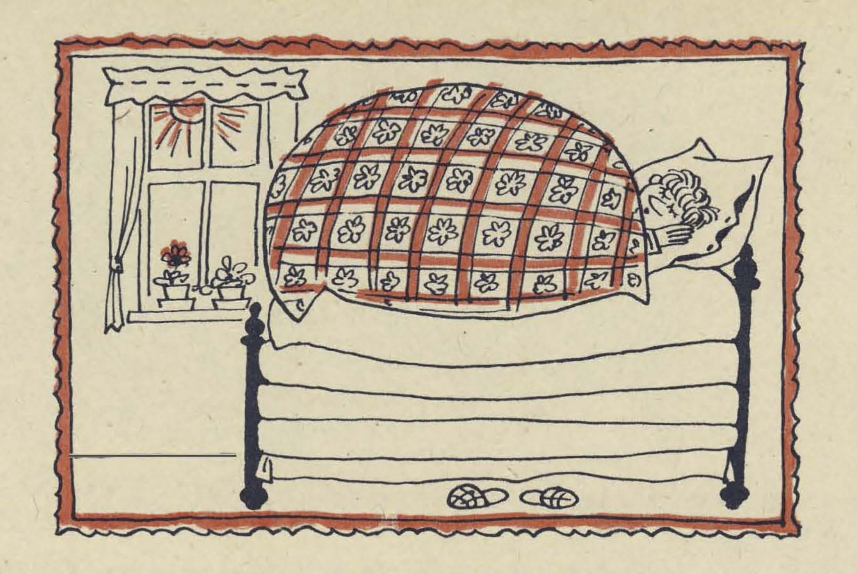
12

Unteroffizier: Was habe ich euch gesagt: Wir vom Bau sind durchweg intelligent. Los, Kumpels.





DIE DARSTELLER:
Unteroffizier: Klaus Pönitz, Schauspielstudent, Kan. d. R.
Erster Soldat: Wilfried Roil, Schauspielstudent, Gefr. d. R. (Foto 1, Mitte).
Zweiter Soldat: Hasso Billerbeck, Schauspielstudent, Hptwm. d. R.
Erster Kämpfer: Wilhelm Thielmann, Dozent für Schauspiel (Foto 7, links).
Zweiter Kämpfer: Heinz-Martin Bennecke, Schauspielstudent (Foto 7, Mitte).
Dritter Kämpfer: Siegfried Pappelbaum, Schauspielstudent, Stgefr. d. R.



AB-WAR-TEN

Streng genommen fällt diese Umfrage in die Kompetenz der Wehrkreiskommandos. Doch wiewohl wir uns nicht auf eine ministerielle Bekanntmachung berufen können, interessieren wir uns für die Tauglichkeit und Eignung junger Männer zum Wehrdienst. Wiewohl uns kein Musterungslokal zur Verfügung steht, stellen wir Untersuchungen an. Und wiewohl wir keine entscheidungsbefugte Musterungskommission haben, geben wir Urteile ab.

AR hält Musterung ohne bei der Musterung zu sein.

Auf eigene Faust.

Das persönliche Aufforderungsschreiben entfällt. Die Musternden gehen selbst zu den Musterungskandidaten. Unser Musterungsplan sieht im wesentlichen eine Frage vor: Was soll man

Die aktuelle Umfrage



UND NICHTS TUN?

Illustrationen:
Harri Parschau

machen vor dem Wehrdienst – abwarten und nichts tun und den Tag der Einberufung an sich herankommen lassen oder sich bereits rechtzeitig darauf vorbereiten?

Da wir uns mit Peter Hurich, 20, einig sind, daß „sich's hierüber zu sprechen lohnt", wollen wir es heute tun. Im Musterungsstützpunkt „Armee-Rundschau".

Bitte einzutreten ...

Rudi Bentz, 19, ist der erste von den zur Musterung Stehenden. „Irgendwann", überlegt er, „kommt ja wohl jeder mal dran. Also gehört es irgendwie dazu, die Armeezeit einzuplanen. Ich spare, um später nicht allein auf die 80 Mark angewiesen zu sein. Außerdem frage ich meine Freunde, die bereits Soldat sind, wie das so lang geht bei der Armee. Man will ja schließlich wissen, was einen erwartet."

Nun knüpft jedoch nicht nur der Soldat in spe bestimmte Erwartungen an die Armee, sondern umgekehrt auch die Armee an die zu ihr kommenden Soldaten.

Wie's scheint, ist allerdings Peter Schumann, 17, auf diesem Ohr etwas schwerhörig: „Es ist nicht meine Absicht, aus freien Stücken Soldat zu werden. Demnach sehe ich keinen Grund, mich speziell darauf vorzubereiten." Ähnlich argumentiert Dieter Jarzebski, 19: „Ein junger Mann besteht dieses Examen ohnehin!" Und Rüdiger Tannert, 19, kommt mit einer Gegenfrage: „Warum auch noch darauf vorbereiten – die 18 Monate sind doch lang genug?"

Lang, das kommt wohl auf die Betrachtungsweise an. Achtzehn Monate Wehrpflicht sind keineswegs internationale Spitze. In vielen Armeen der Welt – sozialistischen wie imperialistischen – gibt es weitaus längere Dienstzeiten. Obwohl wir in der Wehrpflichtdauer nicht nach „Weltniveau" streben, also nicht die Absicht haben, die Dienstzeiten zu verlängern, sei dennoch gesagt, daß eineinhalb Jahre ein relativ kurzer Zeitraum für die komplizierte militärische Ausbildung in einer modernen Armee sind. Denn in der Qualität geht es ums Weltniveau.

Obermaat Hajo Dragulla, 23, verweist auf die „besondere Stellung der Nationalen Volksarmee an der Nahtlinie zwischen Sozialismus und Imperialismus und die sich daraus ergebende Notwendigkeit, in besonders hohem Maße zu jeder Zeit und Stunde gefechtsbereit zu sein." „Folglich bleibt dem neu zu uns kommenden Soldaten nicht viel Zeit, weil er in kürzester Frist den Platz des entlassenen Genossen besetzen und möglichst voll ausfüllen muß", erklärt Major Wolfgang Löbinger, 36. Und ergänzend bemerkt Leutnant Hans Wörtsch, 25: „Das Bild des modernen Krieges wird von modernsten Waffen und technischen Kampfmitteln, von komplizierten Waffensystemen, Maschinen und elektronischen Geräten gekennzeichnet. Die Nationale Volksarmee verfügt dank der sowjetischen Hilfe über eine Militärtechnik, die zur Weltspitze gehört. Damit kommt jeder Genosse, gleich in welcher Waffengattung, in Berührung. Seine Aufgabe ist



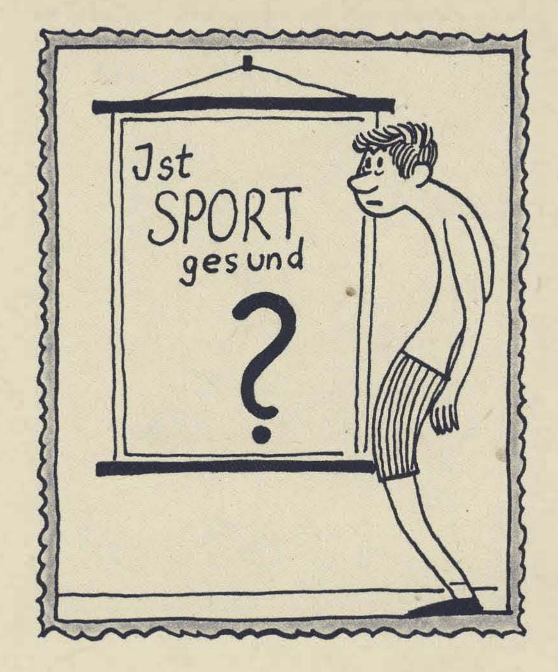
es, sie schnell, sachkundig und gewissenhaft beherrschen zu lernen."

Die AR-Musterung gestattet an dieser Stelle bereits eine Zwischenbilanz.

Der Soldat von heute ist in keiner Weise mit dem Soldaten vergangener Zeiten vergleichbar. In einem Jahrhundert, wo die Klassenauseinandersetzung zwischen Sozialismus und Imperialismus in ihr entscheidendes Stadium getreten ist, wo jeder militärische Konflikt die Gefahr des allumfassenden thermo-nuklearen Weltkrieges in sich birgt, wo etwa aller 60 Sekunden eine sich in der Militärtechnik meistens zuerst widerspiegelnde Erfindung gemacht wird, wo sich bisher nie gekannte Gefechtssituationen von unerhörter Härte und Beweglichkeit entwickeln können – unter diesen Bedingungen genügt es nicht, das ABC des Militärdienstes erst beim Eintritt in die Armee lernen zu wollen. „Plus ist eine fundierte, allseitige Vorbereitung auf die Soldatenzeit", resümiert Feldwebel Ralph Singer, 23. „Je besser gerüstet der junge Mann die Fahrt in seine Garnison antritt, desto eher wird er ein vollwertiger Soldat werden. Ihm zum Nutzen und uns allen."

Oft führt allerdings erst der bittere Kelch eigenen Versagens zu dieser Erkenntnis. Viele Genossen, einst gegen, sind heute für eine Vorbereitung auf den Dienst in der Nationalen Volksarmee.

Bei dem Soldaten Peter Guse, 21, kam die Reue über seine „sportliche Trägheit" in der militärischen Körperertüchtigung. Ebenso ärgert sich Soldat Horst Beier, 20, daß er nicht an der vormilitärischen Ausbildung teilgenommen hat und „dadurch in einigen Dingen nachhängt". Zu einem



bemerkenswerten Resultat gelangt Soldat Horst König, 20: „Mir fehlt, wie ich erst bei der Armee feststellte, viel politisches Wissen. Manchen politischen Zusammenhang lernte ich erst hier kennen.“ Und schlußfolgernd meint er: „Mindestens genauso wichtig wie die sportliche und vormilitärische Qualifizierung ist die Festigung des politischen Bewußtseins, das klare Erkennen, warum man eigentlich Soldat ist und wofür. Ich kann jedem Jugendlichen nur raten, sich möglichst frühzeitig damit auseinanderzusetzen.“

Ein guter Rat, der noch nicht einmal teuer ist.

Oberstleutnant Harald Ackermann, 45, erklärt dazu: „Für einen jungen, politisch nicht gereiften Menschen ist es oft sehr schwer, in die komplizierten Bedingungen des Klassenkampfes in Deutschland einzudringen. Sich mit den Grundfragen unserer Zeit auseinanderzusetzen, ist aber ein Gebot der Stunde. Gerade für den Soldaten. Denn letztlich kann er seinen militärischen Kampfauftrag, der gleichermaßen eine zutiefst politische Aufgabe ist, nur dann ehrenvoll erfüllen, wenn er auf der Höhe unserer Zeit steht und das Geschehen in beiden deutschen Staaten und der Welt aufmerksam verfolgt. Darum forderte Genosse Walter Ulbricht auch, Partei zu ergreifen für das Neue und zu lernen.“

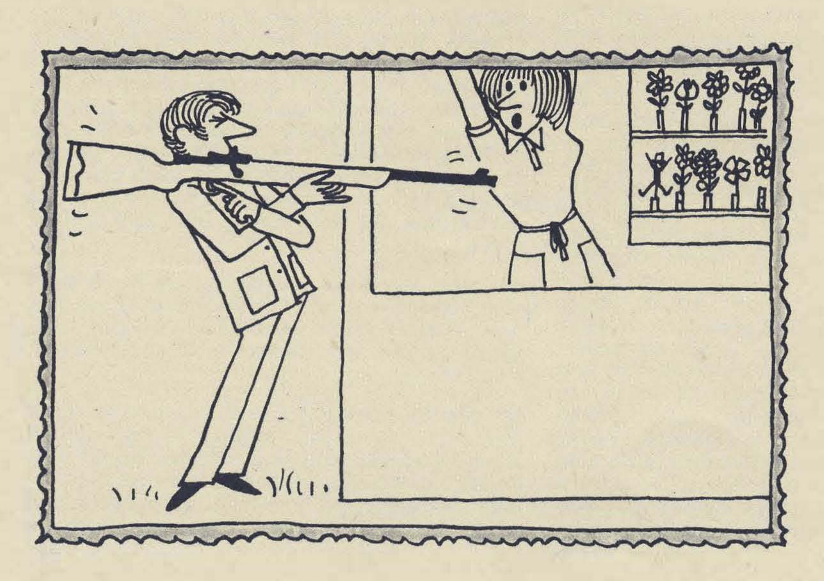
Damit ist, in groben Zügen jedenfalls, die vordringlichste Seite dessen abgesteckt, worum es geht.

Doch es gibt noch andere Momente.

Beispielsweise den Sport, besser: Die physischen Voraussetzungen, mit denen der Soldat zur Armee kommt.

Nicht bei der AR-Musterung, sondern bei den Einberufungen von 1964 und 1965 durchliefen 47 000 Wehrpflichtige einen Achtertest. Im vergangenen Jahr blieben, um einige Beispiele zu nennen, beim Schlußstrecksprung 39,9% unter der Mindestleistung von 20. Beim 60-m-Lauf erreichten 37,1% nicht die geforderte Norm, beim 1000-m-Lauf 29,1% sowie auf der 200-m-Sturmbahn (in Sportzeug) 27,4%. Das sollte zu denken geben, wenngleich dem auch sehr positive Resultate gegenüberstehen. Etwa, daß die Durchschnittsweite beim Handgranatenwerfen 36,23 m betrug, rundgerechnet jeder Genosse 5,8 Klimmzüge brachte und 85,4% aller Neueingestellten schwimmen konnten. Immerhin hat die Bundeswehr mit etwa 60% Nichtschwimmern einen vergleichsweise schlechteren Ausgangspunkt.

Es hat sich mittlerweile schon herumgesprochen, daß, wer regelmäßig Sport treibt, in der Armee besser dran ist. Soldat Helmut Ermisch, 20, spielte



Mitarbeit: Sylvia Bergmann, Unterleutnant Eberhard Derlig, Leutnant Hans-Jürgen Redlich, Unterfeldwebel d. R. Jürgen Bley, Unterleutnant Lutz Kuhnert, Stabsfeldwebel Horst Gehrke, Unterleutnant d. R. Dietrich Kazmierzak, Feldwebel d. R. Manfred Brenner

„Fußball in der Bezirksliga und war ein begeisterter Turner". „Dadurch", berichtet er, „fiel mir manches leichter als ich eingezogen wurde." Schwerer hatte es Unteroffizier d. R. Walter Krämer, 26: „Da ich vordem ziemlich unsportlich war, ist mir die militärische Körperertüchtigung mächtig sauer geworden. Vor allem Klimmziehen und Laufen." Gefreiter Michael Kohl, 23, der bis zu seiner Einberufung „jeden kleinen Weg mit der Jawa gefahren" ist, folgert daraus: „Die Jugend sollte wieder mehr wandern!" Zu empfehlen ist auch das (leichtathletische) Rezept, mit dem sich Funker Helmut Ahrend, 20, auf den Wehrdienst vorbereitet hat. Ebenso der Erwerb des Sportabzeichens, zu dem Gefreiter Klaus Günzel, 23, rät.

Übrigens: Es kann sich jeder selbst auf seine sportliche Tauglichkeit hin mustern. Wer die nachfolgenden Leistungen erreicht und zudem noch schwimmen kann, ist von den Mindestanforderungen her fit:

60-m-Lauf	9,5 sec
200-m-Sturmbahn	2:10,0 min
1000-m-Lauf	3:50,0 min
Keulenweitwerfen	30,00 m
Klettern	4,50 m
Schlußstrecksprünge	20
Liegestütze	14
Klimmzüge	4

Damit wäre, zum Teil jedenfalls, auch die Frage von Rolf Wagner, 17, beantwortet, der erfaßt, aber noch nicht gemustert ist und folglich nicht weiß, wie er sich „da vorbereiten soll".

Andere Genossen haben zusätzliche Tips parat für ihn.

Auf die vormilitärische Ausbildung in der GST weist Unteroffizier Klaus Steppulat, 20, hin, weil man dort „die Grundbegriffe des Marschierens und der Antreteordnung lernt, mit der Waffenkunde vertraut gemacht wird, topographische Kenntnisse erwirbt – kurzum, Wesentliches für den späteren Wehrdienst mitbekommt." Gefreiter Dieter Roßberg, 22, unterstreicht die Nützlichkeit solchen Tuns. Da er selbst in der GST tätig war, gewöhnte er sich rasch in das militärische Leben ein und hatte, wie er betont, „dadurch viele Vorteile". Ebenso sieht Stabsfeldwebel Joseph Flock, 33, in dem „militärischen Einmaleins, das die GST bietet, ein gutes Rüstzeug".

Jeder Kommandeur bestätigt immer wieder, daß zum Beispiel die Träger des Abzeichens „Für gute vormilitärische und technische Kenntnisse" den anderen Genossen voraus und relativ schnell in der Lage sind, ihre Aufgaben zu erfüllen und Spezialfunktionen einzunehmen. „So bringt es für den einzelnen wie für die Ausbildung Vorteile, wenn die jungen Leute bereits Erfahrungen im Kleinkaliberschießen haben, also schon richtig zielen können und um die Zielfehler wissen, die es zu vermeiden gilt", wirft Unterfeldwebel Helmut Lehmann, 27, ein. Und da es für ausgezeichnete Schießergebnisse nicht selten auch Sonderurlaub gibt, dürfte die Beschäftigung



mit dem Gewehr von dieser Seite her nicht minder reizvoll sein ...

Doch es kommt noch etwas hinzu.

Bei den Musterungen, so auch bei unserer, werden viele Wünsche zur Einberufung in eine bestimmte Waffengattung laut. Nun wird sich zwar nicht jeder erfüllen lassen, weil dem nun einmal von der Struktur her gewisse Grenzen gesetzt sind. „Dennoch hat es jeder Jugendliche weitgehend selbst in der Hand, ob er zu der von ihm gewünschten Waffengattung kommen kann oder nicht", urteilt Major Herbert Müller, 41. „Wer etwa bei der GST funken gelernt hat, hat eine größere Chance, Nachrichtensoldat zu werden. Wer bereits die Fahrerlaubnis, möglichst der Klasse V, hat, wird in der Regel auch Kraftfahrer werden. Wer schon Übung im Fallschirmspringen besitzt, kann eher damit rechnen, zur Truppe seiner Wahl zu kommen. Beispiele dieser Art ließen sich noch mehr anführen, und manche Enttäuschung bei der Musterung brauchte nicht zu sein, wenn sich jeder schon rechtzeitig auf den Wehrdienst vorbereitet."

Übrigens, möchten wir mit dem Soldaten Hans Heintze, 21, hinzufügen: Auch „durch das Lesen von militärischer Fachliteratur und des Soldatenmagazins" – das mit dieser AR-Musterung mithelfen wollte, daß man eben nicht abwartet bis einem der Einberufungsbefehl auf den Tisch flattert, sondern sich schon vorher ein gewisses Rüstzeug für den späteren Dienst in der Nationalen Volksarmee schafft.

Ihr

Karl Helmut Freitag



Leipzig ist bekannt als Messe- und Universitätsstadt. Eine seiner Einrichtungen hat von beidem etwas, die „Universität im Grünen“ nämlich, die Landwirtschaftsausstellung in Markkleeberg. Zu sehen waren da z. B. 2000 Spitzentiere und unter dem Rindvieh die Kuh „Reuse“ mit einer Milchleistung von 7719 Kilogramm, und auch einige Journalisten aus dem Westen, die der „Universität im Grünen“ nicht grün sind. Doch lesen Sie selbst.

„Die mitteldeutschen Bauern werden aus nah und fern herangefahren.“

Aber, Landsmann, sollen die Bauern etwa zu Fuß von Mecklenburg nach Markkleeberg kommen? Sie hätten doch dann nicht einmal mehr Zeit, mit ihren uralten Leiterwagen und den klapprigen Gäulen das Heu von der Wiese zu holen. Denn unser Mann hat irgendwo zwischen Leipzig und Grenze folgendes entdeckt:

„Die Bauern holten das Futter für den Sonntag genau wie bei uns, nur nicht mit Schlepper und Gummiwagen, sondern mit Pferden und alten Leiterwagen.“

Nun konnte er zwar auch in Markkleeberg erfahren, daß es in der Landwirtschaft der DDR Ende 1965 über 20 000 Mähdrescher und rund 170 000 Traktoren gab. Aber vielleicht waren grad alle 170 000 in Reparatur? Na, man weiß ja — DDR-Maschinen! Da kann der Landmann Anthony Collier natürlich viel leichter und leichtfertiger urteilen, weil er für viel weniger Leser schreibt, nämlich für die englische landwirtschaftliche Fachzeitschrift „Power farming“:

„Wenn ein DDR-Bauer eine neue Maschine kauft, so weiß er genau, was er für sein Geld bekommt. Keine Maschine, ob für das Inland oder den Export, darf ohne staatliche Prüfung und Anerkennung auf den Markt kommen. Gewisse Großhändler, die überall Geschäfte machen wollen, haben hier keine Chance. Die volkseigene Landmaschinenindustrie hat ganze Reihen von Ausrüstungen und Maschinen für die landwirtschaftliche Großproduktion geplant. Beispiele dafür sah ich auf der 13. Landwirtschaftsausstellung.“

Unser Landsmann weiß natürlich besser als der englische Landmann über diese „Renommierschau“ der DDR-Landwirtschaft Bescheid:

„Leipziger Messe und Markkleeberger Ausstellung sind der reinste Hohn auf ihren tatsächlichen Stand.“

Hat er nicht recht? In Markkleeberg ist zu den rund 50 Hallen eine neue mit über 1000 Quadratmetern Ausstellungsfläche gekommen. In welcher LPGhat man denn schon solch ein Halle gesehen? Oder etwa ein Leistungshüten der Schäfer oder ein Leistungsmelken? Und ist es kein Hohn, daß in Markkleeberg ein „Tag des Melkers“ begangen wird? Welche Täuschung, da doch der Melker in der „Zone“ das ganze Jahr über melken muß!

Und dann hat sich da doch in Halle 19 und 19 a sowie in der Dederonkuppel ein „Zentrum der Genossenschaftsbäuerin“ etabliert. Dort führt die IKA Elektrika Haushaltgeräte und Küchenmaschinen vor, die VVB Konfektion zeigt ihr Angebot, INTEX bietet Arbeitsbekleidung an, und die beiden Versandhäuser Leipzig und Karl-Marx-Stadt demonstrieren ihr umfangreiches Angebot.

Wenn das kein Hohn ist, wo unser Landsmann doch zwischen Grenze und Leipzig dieses erlebte:

„Fragte ich einen Bauern heimlich nach seiner Adresse. Ich wollte seinen Kindern mal ein Päckchen schicken. Bitte nicht, sagte er mit Tränen in den Augen, wir können das in unserem Leben ja doch nicht wieder gutmachen.“

Immer diese Schreibfehler! Es müßte nämlich heißen: „Wir können in unserem Leben ja doch nicht wieder ein Gut machen.“ Denn er hat wohl einen alten Junker getroffen. Da ist es doch verständlich, daß er gleich mitweint.

Was haben die Kommunisten nicht auch aus den Junkergütern gemacht, für die Deutschland in der ganzen Welt so bekannt war? Heute sind es LPGs, und über sie weiß unser Landsmann so genau Bescheid, daß er einen seiner Artikel *„Die furchtbaren Folgen der Kollektivierung“* überschreibt. Und da hat er in der Tat recht. Im vergangenen Jahr waren die Getreideerträge in der DDR mit 29,2 Doppelzentnern zum erstenmal höher als die Erträge in der Bundesrepublik (28,2 dz/ha). Und das ist doch eine furchtbare Folge der Kollektivierung. Ein Kollege des Landsmannes vom „Spiegel“ hat es doch am 14. 9. 1965 ausgeplaudert: *„Bonns Spekulation auf eine Mißernte in der DDR haben sich als falsch erwiesen. Die Bundesregierung hatte gehofft, daß Ulbricht bei einer schlechten Ernte eher geneigt sein würde . . . politische Zugeständnisse zu machen.“*

Dennoch läßt unser Landsmann seinen Optimismus nicht sinken. Wie schreibt er doch:

„Die mitteldeutsche Landwirtschaft hat keine Zukunft.“

Hier entpuppt sich der Landsmann als ein Landsmannschafter mit dem Wunsche, das Land für Junker zurückzuholen. Das wird nicht gehen, aber ein Bild von Markkleeberg für seine Zeitung soll er haben, kostenlos sogar, das Bild eines Kälberstalls in Markkleeberg. Die Kälber sollen





nicht sechs Wochen einzeln gehalten, sondern schon nach 5–8 Tagen gruppenweise in Sammelboxen zusammengefaßt werden. Der Landsmannschafter schreibt schon den Bildtext? Lassen Sie doch mal sehen: *„Gruppenweise in Sammelboxen – das ist die Kollektivierung sogar bei den lieben Kälbern. Und auf zwei Beinen stehend müssen sie ihr Futter fressen. Wer Tiere schon derart quält, scheut auch nicht vor Menschen zurück."*

Ja, Landsmannschafter, der Sie nur Wurst oder Büchsenkonserven essen, weil sie kein Fleisch von Tieren mögen. Vielleicht betrachten Sie das Foto aus Markkleeberg einmal als Breitformat, wie es aufgenommen wurde. Da sieht es sich doch etwas anders an, nicht wahr? Es kommt eben immer auf den Standpunkt oder den Liegepunkt an, oder noch anders ausgedrückt: ob man auf beiden Beinen steht oder vor den kapitalistischen Brötchengebern auf dem Bauche liegt.

So lehrreich ist die „Universität im Grünen".

G. H./H. H.

Alle nicht besonders bezeichneten kursiv gesetzten Zitate sind Originalzitate westdeutscher Zeitungen und Rundfunkstationen.

MILITÄRTECHNISCHE Umschau



Ultraschall reinigt Motor

Ein Ultraschall-Gerät aus Leningrad ist in der Lage, in wenigen Minuten einen beliebigen Motor von Spänen, Schmirgel und Schmieröl zu reinigen. Die Ultraschallwellen sollen diese Fremdkörper so polarisieren, daß sie schnell und leicht entfernt werden können.

Glas als Schmiermittel

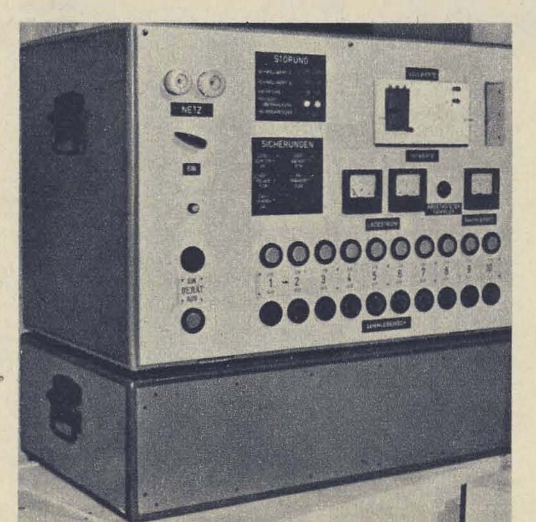
Zu feinem Pulver zermahlenes Glas soll sich, mit bestimmten Zusätzen versehen, als gutes Schmiermittel bewährt haben. Nach Berichten amerikanischer Zeitschriften habe dieses Trockenschmierverfahren bei Überschall-Strahltriebwerken, d. h. bei Lagern mit einer hohen Wärmebeanspruchung, gute Ergebnisse gebracht.

Anti-Lärm-Kopfhörer

Für den Dienst an Aggregaten mit starker Lärmentwicklung, wo trotzdem noch eine akustische Verständigung gewährleistet sein muß, schufen sowjetische Konstrukteure einen neuartigen Kopfhörer. Er wirkt als Ohrschutz, indem er die Lärmgeräusche absorbiert, jedoch alle der menschlichen Stimme entsprechenden Tonfrequenzen passieren läßt.

Automatisches Ladegerät

Ein Neuererkollektiv der Grenztruppen entwickelte das automatische Ladegerät, das für alle bei den Grenztruppen im Gebrauch befindlichen Akkus verwendet werden kann. Geladene Zellen werden automatisch aus dem Ladestromkreis ausgeschaltet, ohne das Laden der anderen Zellen zu beeinflussen.



Führungstisch

Mit dem Führungstisch für Meldepunkte schufen Neuerer der Grenztruppen ein Gerät, das die einheitliche Ausrüstung aller Meldepunkte ermöglicht. Durch die einfachere und zuverlässige Bedienung aller Na-Mittel der Meldepunkte wird eine höhere Standhaftigkeit der Verbindungen der Kompanien und Bataillone erzielt.

Trainer 401/405

Neben zahlreichen Neuerungen auf dem Gebiet der Nachrichtentechnik wurde auf der kürzlich stattgefundenen Konferenz der Neuerer des Bereiches Chef Nachrichten auch das hier im Foto gezeigte Gerät vorgestellt:
Der Trainer 401/405, eine Kollektivarbeit, ermöglicht das rasche Erlernen der Inbetriebnahme der gesamten Funkstation entsprechend des eingesetzten Programms. Dabei werden sowohl die Bedienungsfehler angezeigt als auch die Zeiten gemessen.



Delphine als Torpedos?

Während die UdSSR kürzlich auf Anraten ihrer Wissenschaftler den Fang und das Abschießen von Delphinen untersagte, um diese hochintelligenten Tiere der Wissenschaft zu erhalten, experimentieren USA-Forscher damit für Kriegszwecke. Nach einem Bericht über Versuche der USA-

Kriegsflotte können Delphine dazu abgerichtet werden, getauchte U-Boote auszumachen, zu rammen und mit einer auf ihrem Rücken befestigten Sprengladung zu versenken. Da die Tiere lernten, verschiedene Metalle zu unterscheiden, soll ein den Delphinen bekannter Metallstreifen am Rumpf der eigenen Schiffe helfen, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden.

Radar im Kfz.

Kleine transportable Radargeräte zum Einsatz in Kraftfahrzeugen entwickelten britische Physiker der Universität Birmingham. Sie sollen z. B. Flughafenfahrzeugen und -feuerwehren trotz Nebel und Finsternis beste Orientierung ermöglichen. Die durch Drei-Zentimeter-Wellen mit einem hohen Auflösungsvermögen ausgestatteten Geräte nahmen selbst bei dichtestem Nebel noch in 60 m Entfernung Laternenpfähle, Masten, Fahrzeuge und Menschengruppen wahr.

Elektronische Wache

Zwei britische Transporter erhielten kürzlich zu Versuchszwecken eine „elektronische Wache" installiert. Alle drei Minuten tastet die Anlage bis zu 350 Meßpositionen ab, signalisiert Abweichungen und druckt Angaben über Fehler, Fehlerzeit und Fehlerbeseitigung auf Papierstreifen aus. In bestimmten Abständen soll die elektronische Wache einen dem Logbuch ähnlichen vollständigen Bericht über den Zustand des Schiffes und seiner Anlagen vorlegen.

Plastischer Bildschirm

Eine sensationelle Erfindung, die auch für die Militärtechnik von großer Bedeutung ist, gelang Leningrader Konstrukteuren: Sie entwickelten eine neue Bauform der bekannten Kathodenstrahl-Bildröhren und erzielten damit ein dreidimensionales Bild. Etwa in der Mitte des Röhrenkolbens befindet sich eine um die vertikale Achse drehbare rechteckige Platte, die als Leuchtschirm fungiert und bei etwa 1500 Umdrehungen je Minute eine naturgetreue dreidimensionale Darstellung beliebig großer Objekte, z. B. zur übersichtlichen Beobachtung eines Flugplatzes oder Hafens ermöglicht.

Transportable Startpiste

In nur 72 Stunden und ohne schweres Baugerät läßt sich eine transportable Start- und Landepiste auslegen. Der Leichtmetallteppich amerikanischer Bauart wird aus je 65 kg schweren, etwa 4 m langen und einen halben Meter breiten bohlenartigen Alu-Mehrkammer-Hohlprofilen zusammengesetzt.

Hört Triebwerksfehler

Mit einem „Geräuschanalysator" wollen Techniker aus San Franzisko die „Stimmen" der Strahltriebwerke filtern und analysieren, um Triebwerksschäden schon im Frühstadium zu erkennen. Erste Versuche sollen erfolgreich verlaufen sein.

Fallschirm für vier Personen

In Warschau wurde kürzlich der neue Trainingsfallschirm SW-9 vorgeführt, mit dem gleichzeitig vier Personen springen können.
Die Konstrukteure gaben damit den Fallschirm-Instrukteuren ein wertvolles Hilfsmittel für die Ausbildung junger Springer in die Hand. Der Ausbilder springt zusammen mit drei Fallschirmspringern und erteilt während des Sprunges praktische Hinweise zur Steuerung bzw. für die Landung.

FACHBUCHEREI

Im Transpress – VEB Verlag für Verkehrswesen, Berlin, erschien:

Werner Reiche „Das Buch vom Auto", Kraftfahrzeugtechnik in Wort und Bild, 2. verbesserte Auflage, 208 Seiten, zahlreiche Illustrationen, 15,80 MDN.
„Wenn wir uns einmal überlegen, wieviel Mühe und Arbeit, Schweiß und angestrengtes Denken notwendig sind, um einen modernen und zuverlässigen Kraftwagen zu konstruieren und herzustellen, erkennen wir auch unsere Pflicht, den Wert dieses hochentwickelten technischen Produktes durch sachkundige Bedienung und Pflege zu erhalten. Dazu aber wird vorausgesetzt, daß wir den Aufbau unserer heutigen Kraftfahrzeuge richtig kennen und begreifen." So schreibt der Autor in seinem Vorwort. Mit Recht weist er darauf hin, daß es das Anliegen seines Buches ist, dieses Erkennen und Begreifen der Kfz.-technischen Zusammenhänge zu fördern. Das Buch verspricht das nicht nur, sondern hält es in jeder Weise.

Ein weiteres empfehlenswertes Buch aus dem gleichen Verlag ist das als Lehrbuch für Facharbeiter verbindliche „Lehrbuch für den Berufskraftfahrer" – Teil 2 (Fahrpraxis und Werkstoffkunde), 263 Seiten, viele Illustrationen, Tafeln usw. 8,80 MDN. Ein Kollektiv erfahrener Ingenieure gibt damit dem zukünftigen Berufskraftfahrer ein Lehrmittel in die Hand, das ihm auch später ein guter Begleiter sein wird.

Nicht uninteressant für den Kraftfahrer dürfte auch die Broschüre „Aus der Arbeit des Verkehrssicherheitsaktivs" sein. Der Preis beträgt 2,– MDN.

Als bearbeitete Übersetzung aus dem Russischen wurde für die Aufklärungseinheiten die Broschüre „Ausbildung von Aufklärern" vom Deutschen Militärverlag, Berlin, herausgebracht. Im Inhalt werden in populärer und anschaulicher Form Fragen der Ausbildung und Erziehung der Aufklärer behandelt und Ratschläge für die Organisation und Durchführung der Ausbildung gegeben.



Blumen für den Herrn Professor

Es war der 14. Mai 1966. In einer der Villen am Zuger See hat die Haushaltstochter schon seit dem frühen Morgen zu tun. Wieder und wieder läutet es, werden Blumen, Briefe, Depeschen abgegeben, adressiert an den Jubilar Herrn Prof. Dr. Ing. E. H. Claudius Dornier, Zug (Schweiz). An diesem Tage wird in der Villa Dornier der 82. Geburtstag des Hausherrn gefeiert.

Der alte Herr hatte sich 1947 an den stillen Schweizer See zurückgezogen. Seine Werke waren beschlagnahmt worden, ein Prozeß vor einem Gericht der französischen Militärregierung in Tübingen stand bevor. Angeklagt war er, an Kriegsverbrechen beteiligt gewesen zu sein.

Schon während des ersten Weltkrieges baute Dornier als persönlicher Mitarbeiter des Grafen Zeppelin Kampfflugzeuge. Dann ging er das erste Mal ins Ausland, da Deutschland laut Versailler Vertrag die Produktion „von Waffen, Munition und Kriegsgerät jeder Art" verboten war. In Italien, in Japan, in der Schweiz, in Holland und in Spanien gründete er Flugzeugwerke.

1937 konnte der Herr Professor seinem Führer Adolf Hitler einen neuen Schnellbomber übergeben, den „fliegenden Bleistift", der im Ausland entstanden war. Hitler befahl seiner Legion Condor, diesen Typ in Spanien auszuprobieren. Und da sich der Bomber bestens bewährte, zeichnete der Füher den Herrn Professor aus. Dornier wurde Wehrwirtschaftsführer.

1940 trat er der Nazipartei bei. Noch 1944/45 entstand eine Maschine, deren Produktion besonders geheim war: die Do-235. Es war ein Flugzeug mit einer Luftschraube am Rumpf und einer am Heck und einer Geschwindigkeit von 700 km/st. Die Serienfertigung vermasselten Herrn Professor jedoch die Armeen der Sowjetunion. Gewiß, die Franzosen brummten ihm im Januar 1948 eine Strafe von 300 000 Mark auf und sprachen für ihn ein Verbot über leitende Stellungen und öffentliche Ämter und Ehrenämter aus. Doch schon zwölf Monate später wusch ein Lübecker Entnazifizierungsausschuß ihn seiner wehrwirtschaftlichen Sünden rein.

Wiederum ging der Professor mit der Flugzeugproduktion ins Ausland. 1950 errichtete er in Madrid ein Ingenieurbüro und konstruierte die Do-27. Diesen Typ durfte er dann 1956 mit Unterstützung und im Auftrage des Bundesverteidigungsministeriums bauen. Dort wußten sie: Der Name Dornier bürgt für echte deutsche „Kriegs"ware, und deshalb bestellten sie gleich 428 Maschinen bei ihm. Aufträge für unbemannte Flugkörper, Hubschrauber, Kurz- und Senkrechtstarter folgten. Seine Verdienste um die Flugzeugrüstung honorierte Bonn mit dem Großen Bundesverdienstkreuz mit Stern. Und das Land Bayern verlieh dem Herrn Professor den Bayrischen Verdienstorden. Zum 80. Geburtstag sandte der Bundesminister für Wirtschaft, Kurt Schmücker, Herrn Professor ein Glückwunschschreiben, in dem die Arbeit des Herrn Wehrwirtschaftsführers gewürdigt wurde.

Für Herrn Hassel nun hat Dornier die Do-31 E 1 in petto. Der 20 Tonnen schwere Senkrechtstarter befindet sich noch auf dem Dornier-Werksflugplatz in Oberpfaffenhofen bei München in der Erprobung. Und die ersten 200 amerikanischen Hubschrauber Bell UH-1 D baut Dornier für die Luftwaffe Bonns in Lizenz.

Herr Professor baut auch zivile Aeroplane. Von 30 im Jahre 1965 ausgelieferten Arbeits- oder Mehrzweckflugzeugen des Typs Do-28 wurden 29 ins Ausland verkauft. Hin und wieder gab das

50 Jahre Dornier – eine Garantie für Rüstungsproduktion ▶

◀ **Bomber vom Typ Do 215 über Norwegens schneebedeckten Bergen**



Himmel und Hölle

Von H. Hendrich und H. Palme

Ärger. Denn der Herr Mobuto aus dem Kongo ließ diese Arbeitsflugzeuge mit Maschinenwaffen bestücken und „ganze Arbeit“ unter dem kongolesischen Volk leisten. Doch des Herrn Professors Konten stimmen.

Nach den Vereinigten Flugtechnischen Werken Bremen ist Dornier das größte Unternehmen der westdeutschen Luft- und Raumfahrtindustrie. 1964 „nur“ 120 Millionen Mark Umsatz, 1965 schon 150 Millionen Mark – Geschäftsführer Claudius Dornier jun., der das Familienunternehmen leitet, ist auf dem besten Wege, ein bundesdeutscher Wehrwirtschaftsführer zu werden.

Botschaft über der Havel

Im Formationsflug hatten sie sich der Position genähert, an der sich in Sekundenschnelle ihr Geschick vollziehen sollte an jenem 5. April 1966. Da verlor ihre Maschine an Tempo, wich vom Kurs ab. Schnelle Anweisung an den Nebenmann, nach rechts abzudrehen, dann wächst die Silhouette einer großen Stadt vor dem Cockpit auf: Westberlin mit Fabriken, Wohnvierteln, spielenden Kindern. Undenkbar, was geschehen würde, wenn . . .

Es gab nur eine große Fontäne, dann war Stille. Das Schweigen des Todes lastete über dem Stößensee in Westberlin. Dann begannen Rotationsmaschinen mit dem Schlamm zu konkurrieren, der auf dem Grund des Stößensees das Flugzeugwrack umfangen hielt.

Angesichts der Selbstaufopferung des Hauptmanns Boris Kapustin und des Oberleutnants Juri Janow, deren Disziplin vielen Menschen das Leben rettete, faselt die „Bild-Zeitung“ am 7. April von „undiszipliniertem Verhalten sowjetischer Piloten“. Daran reiht sich eine antisowjetische Karikatur gewöhnlichsten Stils, der Startschuß für eine antikommunistische Wallfahrt zum Stößensee. Schon am 9. April konnte „Bild“ die

Früchte seiner Drachensaat ernten; „Berlins Schaulustige vom Dienst hatten gestern nur ein Ziel: den Stößensee. Zu Tausenden kamen sie mit Ferngläsern, Kameras, Hunden, Stullen und kleinem ‚Flachmann‘, um bei den Bergungsarbeiten ‚dabei zu sein‘. Das Bier floß in Strömen.“
Als die beiden Toten geborgen und von den britischen Bergungsmannschaften feierlich einer sowjetischen Ehrenformation übergeben wurden, spielte der Dudelsackpfeifer eines irischen Regiments eine Abschiedsmelodie seiner Heimat. Anlaß für die Springer-Presse, den Briten für „kommunistische Sympathien“ aufzuspielen.
Springers Melodie wurde von einem großen Teil der westdeutschen Presse mitgefiedelt. Während die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ die „reine Schadenfreude“ besang, erfand die „Deutsche Soldaten- und Nationalzeitung“ vom 22. 4. gar eine „sowjetische Atombombe“ im Stößensee. Würdig daran reihte sich die Story einer nach dem Absturz angeblich geplanten „roten Invasion“ Westberlins. Die Berichte sowjetischer Agenturen über den Opfertod werden als „rührende Geschichte“ verunglimpft. Die Provokation eines Bildreporters gegenüber einem sich an der Absturzstelle aufhaltenden sowjetischen Offiziers beklatscht „Bild“ vom 9. 4. 1966: „Die Iwans begreifen nicht, warum das Havelufer unter brüllendem Gelächter erbebt.“ Dieses PK-Deutsch der Springer & Co. ist auch eine Illustration der sogenannten Friedensnote. Der Hauptmann Boris Kapustin und der Oberleutnant Juri Janow trafen ihre Entscheidung nur wenige Kilometer vom sowjetischen Ehrenmal in Berlin-Treptow entfernt, das 7000 von insgesamt 20 000 bei der Befreiung Berlins gefallenen Sowjetsoldaten die letzte Ruhe gewährt. Über den Wassern der Havel formulierten sie die gleiche Botschaft wie der Sowjetsoldat auf der Kuppel des Ehrenmals: Schutz dem Kinde, Schild dem Frieden und nieder mit dem Hakenkreuz, dessen Geist beschworen wurde nach dem Absturz im Stößensee.
Willi Brandt hat im Mai seine „dankbare Anerkennung des Opfers“ ausgesprochen, „durch das eine Katastrophe vermieden wurde.“ Der Bonner Presse-Höllenfürst Springer hat darauf nicht reagiert. Seine Bild-Zeitung aber erscheint täglich in mehreren Millionen Exemplaren und gehört zum Frühstück des Bundeswehrsoldaten.

Die Tante des Todes

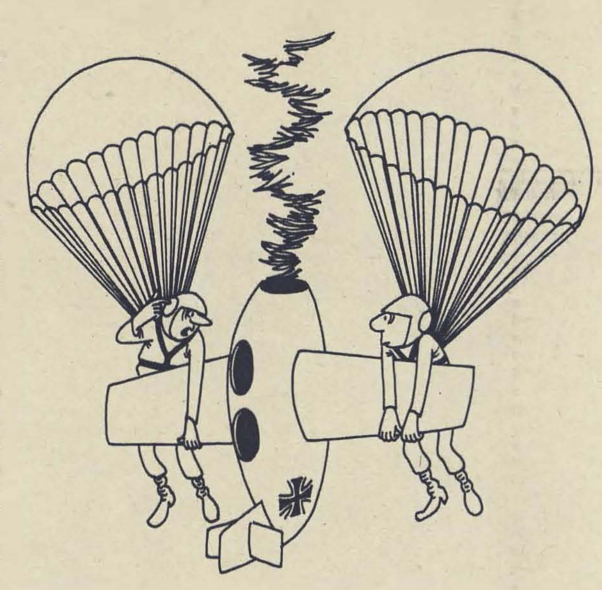
Unverfänglich klang die Wettervorhersage eines spanischen Senders am 17. 7. 1936, wonach am nächsten Tag, über ganz Spanien „wolkenloser Himmel“ zu erwarten sei. In Wirklichkeit war sie die Parole für den Putsch des faschistischen Generals Franco gegen die Spanische Republik. Ganze Geschwader von Ju 52 warfen francotreue farbige Elitetruppen von Nordafrika nach der Iberischen Halbinsel. Dann warfen sie Bomben auf Spaniens Dörfer und Städte; das war die Feuertaufe für die „Tante Ju“.
Anfang der dreißiger Jahre war sie als „Verkehrsflugzeug für den Personenluftverkehr“ im innerdeutschen Netz in den Dessauer Junkers-Werken entworfen worden. Immerhin wurde die Ju 52 in 25 Länder verkauft, bevor sie sich mit der Baureihe Ju 52/3 m g 3 e entsprechend den Wünschen der Reichswehr-Auftraggeber zum Truppentransporter und „Behelfsbomber“ mauserte: Mit Waffenständen, Fensterlafetten, Abwurfvorrichtungen für insgesamt 1000 kg Bomben und einem ausfahrbaren „Waffentopf“ unter dem Rumpf. Solche Giftzähne bekam die „Tante Ju“ unter den Augen der Westmächte, deren über den deutschen Militarismus verhängte „Rüstungsbeschränkungen“ nach dem prahlerischen Eingeständnis des Feldmarschalls von Manstein so eingehalten wurden, „... daß, abgesehen von dem Sturmgeschütz, alle neuen Waffen bereits vor der Machtübernahme (durch die Nazis K. H.) entwickelt waren“.
Die Ju 52 war später dabei beim Sprung nach Norwegen, dabei in Frankreich, Jugoslawien, Griechenland, sie verlor viel Blut bei der Landung auf Kreta; dann kam die Schlacht an der Wolga, wo das faschistische Luftwaffenkommando täglich 10 Abschüsse von „Versorgungsfliegern“ registrieren mußte. Die Gewinnkonten der Junkers-Aktionäre aber krochen in alpine Höhen, wurden doch während des Krieges beinahe 3000 dieser Tanten des Todes gezeugt. Das wellblechähnliche Duraluminium ihrer Beplankung kringelte sich zerschossen und zernarbt über den ganzen Kontinent bis hinüber nach Afrika, über den Schlachtfeldern des algerischen Befreiungs-



Zeichnungen: Klaus Arndt

Die melkende Kuh

kampfes – doch das ist schon ein neues Kapitel. Die Nazi-Agonie der „Tante Ju“ wurde ab 1945 durch neuen Serienbau im französischen Flugzeugwerk von Villacoublay abgelöst. Was zum Würgen der spanischen Republik gut war, so dachten die französischen Kolonialherren, würde auch den Partisanen des ersten Indochinakrieges, der vietnamesischen Volksarmee und den algerischen Moudjahids schlecht bekommen. Doch „Tante Ju“ enttäuschte, sie blieb – als einzigem – Spaniens Diktator Franco treu. Der ließ ihre letzten Staffeln zur 25-Jahr-Feier seines zweifelhaften „Sieges“ über die spanische Republik mitsamt „Heinkel“-Bombern und „Me-109“-Jägern über Madrid paradieren.
Jetzt hat Franco seinen Regierungsfreunden am Rhein als Nachfolgerstaat der „Legion Condor“ die letzte in seinem Dienst befindliche Ju 52 gestiftet. Sie wurde inzwischen nach München übergeführt. Der materielle Überrest der „Legion Condor“ wurde dem Franco dankend abgenommen – zum „symbolischen Preis“ von einer Westmark. Bezahlt hat diesen Preis die Bundeswehr. Damit ja kein Zweifel über deren Stammbaum auftaucht.



„Klar hätten wir sie einfach abtrudeln lassen können – aber dann verdienen die Rüstungsbosse ja noch mehr!“

Schlösser im Himmel

Der denkende Bundesbürger konnte in der Hamburger Zeitung „Die Welt“ vom 5. April 1966 erfahren, daß die Zukunft der Bundesrepublik nicht wie weiland bei Kaiser Wilhelm II. „auf dem Wasser“ liegt, sondern in der Luft. Noch ist das amerikanische Mehrzweckflugzeug vom Typ „F-111“ nicht in der Serienproduktion, aber schon und gleich in zwei Artikeln wurde es als künftige Star-Bewaffnung der „Bundesluftwaffe“ schmackhaft gemacht, nicht ohne das gewohnte Dementi des Bonner Kriegsministeriums, wonach man an eine solche Umrüstung überhaupt nicht denke. Also doch die F-111, deren Einsatzspektrum laut „Welt“ vom „nuklearen Jagdbomber bis zum strategischen Fernbomberreicht.
Sie kann innerhalb eines Tages jedes Gebiet der Welt erreichen und transatlantische Entfernungen ohne Tanken in der Luft überbrücken.“ Gerade das richtige Kettenglied für die „atlantische Allianz“ zwischen Bonn und Washington. Und der geeignete Magnet für Bonns Generale zur eigenen Schlüsselgewalt über Atombomben und Atomsprengköpfe, die bisher immer noch unter amerikanischem Verschluß lagern, bewahrt nur von US-Posten hinter dem symbolischen gelben Strich vor den aufgetankt und mit vorgewärmter Elektronik bereitstehenden atombombenbehängten Starfightern.
Diesen Maschinen obliegt bisher die vornehmlichste Möglichkeit des Bundeswehrgeneralstabes zum „strike“, zum Atomschlag gegen das sozialistische Lager und insbesondere die DDR, da der Tiefflug-Aktionsradius der fünf westdeutschen Jagdbombergeschwader genau bis Frankfurt an der Oder reicht.
Die F-111 hätte da einen längeren Arm, und sie ist „als Ergänzung zum Starfighter-Waffensystem im Gespräch“. Aber der 34 Tonnen schwere und mit verstellbaren Tragflächen ausgestattete Vogel ist mehr als eine waffentechnische Ergänzung. „Der Gedanke, dem auch der Luftwaffeninspekteur zuneigt, strahlt verführerische Anziehung auf das rationelle Denken aus: Daß die Bundesluftwaffe sich in Zukunft auf den Kampffliegereinsatz konzentriert und für die übrigen westeuropäischen Luftwaffen die „strike“-Rolle übernehmen sollte, während Holländer, Belgier und Dänen sich auf die fliegende Luftabwehr mit Abfangjägern einrichten würden.“ („Welt“ 31. 3. 66.)
Diesen Griff nach der Bombe kann man sich schon etwas kosten lassen, auch 30 Millionen Mark je Stück F-111. Mit diesem Waffensystem zur Globalstrategie! Denn die F-111 braucht „Hinterland“, um mit der „Welt“ zu sprechen: „ganz Westeuropa einschließlich der Iberischen Halbinsel“. Darüber hinaus wäre der transatlantische Aktionsradius der Maschine zu nutzen. Ganz unverhohlen wird daher die Forderung nach Stützpunkten in Süditalien, Portugal, in der Türkei, in Nordamerika ausgesprochen. Am deutschen (Luftwaffen-) Wesen soll die Welt genesen. Und deswegen klopfte die „deutsche Seite“ in Washington mit dem Vorschlag an, Bonns künftige F-111-Geschwader dem Bereitschaftsturnus des strategischen Luftkommandos der USA einzuverleiben. Mit Atombomben an Bord und diese durch Schlüsseldruck zum (welch grotesker Ausdruck für eine so tödliche Waffe) „Leben“ bringen – damit das Jahr 2000 nicht zum „Jahr 83“ der Oktoberrevolution werde (Hassel) oder zum Jahr 51 der DDR.
Ob sie vergessen haben, daß zwei Drittel der Nazi-Luftwaffe der sowjetischen Luftabwehr zum Opfer gefallen sind? Und damals gab es noch keine Raketen, für die ein Powers unfreiwillig Reklame flog . . .

Rom. Leutnant Amandino erhielt 5 Tage verschärften Arrest. Er hatte in der Offiziersmesse den Regimentspfarrer gefragt, wieviel Vordermänner jener noch bis zum Papst hätte.



Von Itzenplitz ruft die Sanierstube an. Gewisse Bedenken zwingen ihn dazu. Durch ein Versehen der Vermittlung meldet sich der Regimentskommandeur Oberst von Zackwitz. Vollkommen perplex stottert von Itzenplitz in die Leitung: „Was denn, Herr Oberst, waren Sie auch bei der tollen Marietta?"

←.....das......haut

Von Zitzewitz hatte eine halbe Stunde nach Mitternacht die Zugführer bestellt. Zugführer Bach kam 15 Minuten vor der Zeit. „Wie spät haben Sie es denn?" fragte von Zitzewitz, nachdem er auf seine Uhr geschaut hatte.

„Null Uhr und 15 Minuten", meldete der Zugführer.

„Gehen Sie wieder schlafen", befahl Zitzewitz, „Sie kommen einen ganzen Tag zu früh. Sie müssen 24 Uhr 30 antreten."



„Sie sind doch einer von den drei Meiers in meiner Kompanie. Schreiben Sie sich mit ei?"
„Nein, Herr Oberleutnant!"
„Also mit ai?"
„Nein, Herr Oberleutnant!"
„Dann sind Sie demnach der Meier mit ay?"
„Nein, Herr Oberleutnant!"
„Na, zum Donnerwetter, wie schreiben Sie sich dann?"
„Krüger, Herr Oberleutnant!"



Der Feldwebel führt im Unterricht Beispiele an, unter anderem auch folgendes: „Schütze Meier, was würden Sie tun, wenn Sie auf Wache stünden und sich von hinten Arme um Sie legten?" — „Genosse Feldwebel, ich würde sagen: Marcela, jetzt bin ich im Dienst!"

Illustration: Horst Bartsch

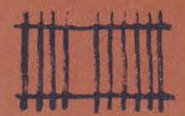
Unteroffizier: „... und worauf hat der Soldat beim Reinigen des Gewehres besonders zu achten? Nun Boffke?"
„Daß er im Lauf keine fremden Erdteile findet!"



Von Itzenplitz stellte um 8.00 Uhr den Vorposten auf. Gegen 17.00 Uhr kam er kontrollieren. „Ich habe Ihnen ausdrücklich befohlen, den Platz nicht zu verlassen", donnerte er den Soldaten an. Der Soldat wollte widersprechen. „Schweigen Sie", schrie v. Itzenplitz mit Fistelstimme, „ich habe Sie in den Schatten gestellt, damit Sie gut getarnt sind, und nun stehen Sie in der Sonne!"



Und da fragte Soldat Senfkorn die süße Biene: „Du hast wirklich noch keinen Soldaten zum Freund gehabt?"
„Noch nie!" schwor sie.
„Prima!" lobte er. „Und wo wollen wir uns heute treffen?"
„Ganz einfach", lächelte das liebe Kind, „pünktlich 22 Uhr 15, wenn der Posten vorbei ist, hinter dem Schuppen neun, dort, wo das Loch im Zaun ist!"



Da unterhalten sich doch in einem süddeutschen Dorf zwei alte Weiblein. „Hast du schon gehört", meint die eine, „daß unser Pfarrer Kanonikus geworden ist?"
„Was du nicht sagst?!" ereiferte sich die andere. „Man sollte es nicht für möglich halten, daß die Bundeswehr so alte Leute braucht!"



In einem englischen Dorf fragte ein Journalist den Gendarmen, wieviel Leute er unter sich habe.
„Ich habe drei", sagte der Mann.
„Mit Ihnen sind das vier. Sie haben doch bestimmt in einem so kleinen Ort nicht genug Arbeit für vier Beamte?"
„Das stimmt schon", war die Antwort. „Aber wenn wir nicht da wären, hätten wir genug."

Hauptmann Dr. Manfred Lachmann

Die „Feuersäge"



Schweres Maschinengewehr 08, eingesetzt als behelfsmäßige Fliegerabwehrwaffe 1915/16.

Während des ersten Weltkrieges vollzogen sich auf waffentechnischem Gebiet große Wandlungen. Eine der großen „Entdeckungen" war das Maschinengewehr. Es erlangte eine Bedeutung, die vor 1914 von keiner der kriegführenden Armeen auch nur annähernd vorausgesehen worden war.

1883 hatte der amerikanische Techniker Hiram Maxim das erste brauchbare Maschinengewehr konstruiert. Von den maßgeblichen Stellen des kaiserlichen deutschen Heeres wurde seine Erfindung lange Zeit äußerst skeptisch und zurückhaltend beurteilt. Sie werteten das MG lediglich als Hilfswaffe und führten es erst relativ spät in die Armee ein. Deshalb verfügte Deutschland am 2. August 1914 nur über 3500 Maschinengewehre. Nach Kriegsbeginn verschwand diese Zurückhaltung sehr rasch. Infolge seiner starken Feuerkraft und seiner faktischen Unverwundbarkeit wurde das MG zur Hauptwaffe der Infanterie. Selbst nach tagelangem Trommelfeuer gelang es stets einigen intakt gebliebenen Maschinengewehren, die angreifenden gegnerischen Sturmkolonnen in Schach zu halten und zum Eingraben zu zwingen. 1914 war die aktive deutsche Infanteriedivision mit 24 sMG ins Feld gezogen. Im Sommer 1918 besaßen ihre neun Schützenbataillone 54 sMG und 144 lMG. Die „Feuersäge" hatte sich durchgesetzt.



Kradschützen der Reichswehr bei einer Übung mit dem leichten Maschinengewehr 13.

Das kaiserliche deutsche Heer war mit zwei Standardmodellen ausgerüstet, die von der Reichswehr übernommen wurden und noch während des zweiten Weltkrieges Verwendung fanden.

Als schweres Maschinengewehr wurde das MG 08 geführt. Das wassergekühlte MG auf Schlittenlafette hatte eine Masse von 65 kg, sein Kaliber betrug 7,9 mm. Die Munition wurde in Gurten mit 250 Patronen zugeführt. Die theoretische Feuergeschwindigkeit lag bei 450–500 Schuß je Minute.

Das sMG 08 erwies sich dank seiner guten ballistischen Eigenschaften – die Vo betrug 720 m/sec, seine Wirkung gegen lebende Ziele reichte bis 3000 m – als wertvolle Verteidigungs- und Unterstützungswaffe der Infanterie. Nachteilig machte sich jedoch das große Gewicht und die erforderliche Bedienung, ein Gewehrführer und 5 MG-Schützen, bemerkbar. Dadurch war es für den Einsatz in vorderster Linie nur wenig geeignet.

Ab Frühjahr 1917 kam das leichte Maschinengewehr 08/15 an die Front. Auf dringende Forderung der Truppe war es kurzfristig aus dem sMG 08 entwickelt worden. Bei sonst gleichem Aufbau unterschied es sich hauptsächlich durch die Gabelstütze an Stelle der Schlittenlafette, den Schaft mit Pistolengriff und einen etwas kleineren Kühlwassermantel. Die Masse dieser Waffe war zwar auf 17,6 kg verringert worden, trotzdem kann sie nur bedingt als lMG bezeichnet werden. Als automatische Schulterwaffe war das MG 08/15 zu schwer und zu unhandlich. Bei Dauerfeuer trat eine erhebliche Streuung auf,

weil die Unterstützung durch die Gabelstütze zu gering war.

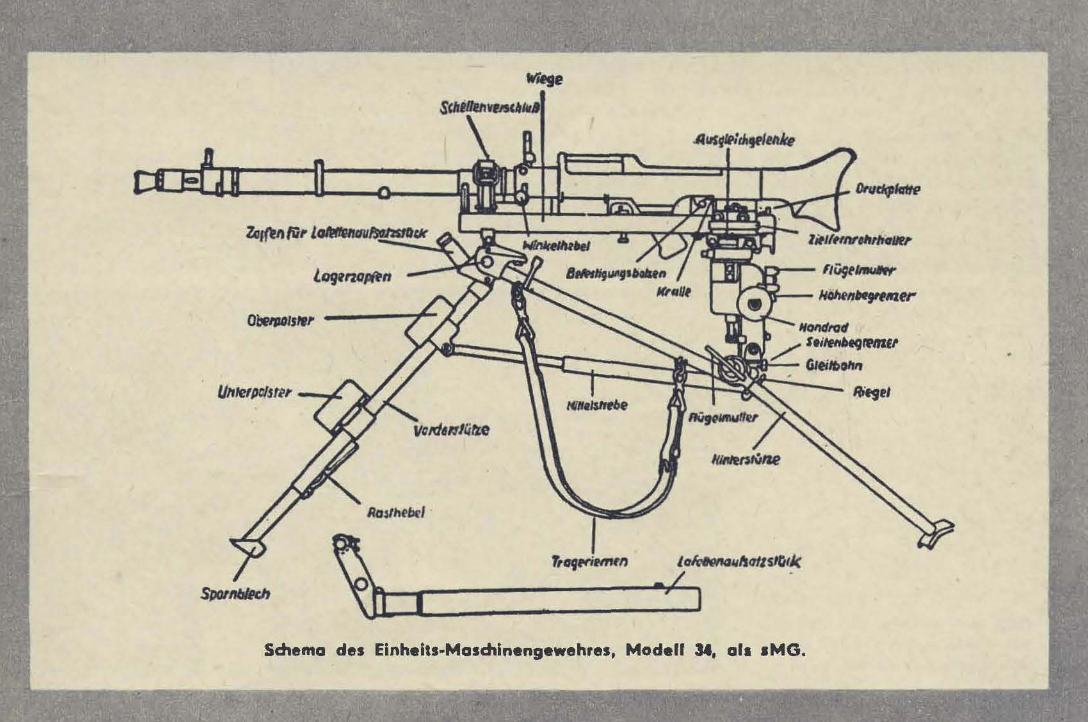
Als die deutschen Militaristen die Erfahrungen des ersten Weltkrieges für die Vorbereitung ihrer beabsichtigten Revanche auswerteten, widmeten sie der MG-Entwicklung große Aufmerksamkeit. Sie forderten die Konstruktion eines leichten, handlichen und feuerkräftigen Maschinengewehres, das organisch in die Schützengruppe eingegliedert, durch laufendes Feuer den Angriff voranschießen und mit Schuß aus der Hüfte selbst am Sturm teilnehmen sollte.

Im Jahre 1931 führte die Reichswehr als Ersatz für das veraltete und für diese neue Aufgabe ungeeignete lMG 08/15 das leichte Maschinengewehr Modell 13 ein. Der luftgekühlte Rückstoßlader war bei Rheinmetall aus dem im Weltkrieg verwendeten sMG Dreyse entwickelt worden. Die Waffe hatte ein Kaliber von 7,9 mm, ihre Masse betrug 13 kg. Sie war mit einem Zweibein als Vorderunterstützung und statt des Schaftes mit einer Schulterstütze ausgestattet. Zur Munitionszuführung diente ein ansetzbares Kastenmagazin, das 20 Patronen faßte.

Mit der Bezeichnung „Modell 13" hatte es eine besondere Bewandtnis. Entsprechend den Bestimmungen des Versailler Vertrages durfte Deutschland nur von der Interalliierten Militärkontrollkommission genehmigte Waffen herstellen. Da es üblich ist, die Waffen nach dem Einführungsjahr zu benennen, sollte durch diesen Trick der Eindruck hervorgerufen werden, es handele sich um eine Vorkriegsentwicklung, nicht um eine Neukonstruktion.

Das MG 13 war jedoch nur eine Übergangslösung. Zur gleichen Zeit entwickelte die Firma Rheinmetall im Auftrage des Heereswaffenamtes ein völlig neues Maschinengewehr. Seine Fertigung wurde im Jahre 1932 aufgenommen. Die Produktion lief aus Tarnungsgründen nicht in Deutschland, sondern bei der mit Rheinmetall liierten Waffenfabrik Solothurn A. G. in der Schweiz an. Das Maschinengewehr, das später von Österreich und Ungarn übernommen wurde, erhielt die Bezeichnung „Modell 2–200". Es war mit Zweibein und mit einer leichten Dreibeinlafette ausgestattet. Außerdem war von der für das lMG eigentlich typischen Magazin- wieder zur Gurtzuführung übergegangen worden. Damit stellte es den letzten Schritt auf dem von Deutschland eingeschlagenen Weg zum „Einheits-Maschinengewehr" dar.

Aus dem MG 2–200 ging das Maschinengewehr 34 hervor. Diese Waffe, ebenfalls bei Rheinmetall in Sömmerda entwickelt, war ein luftgekühlter Rückstoßlader mit geradlinigem Drehverschluß. Sie wog mit Zweibein und Tragriemen 12 kg. Die Dreibeinlafette 34 war 20 kg schwer. Das besondere Kennzeichen des MG war die enorm hohe theoretische Feuergeschwindigkeit von etwa 1000 Schuß je Minute. Im November 1935 begannen umfangreiche Truppenversuche. Dabei traten eine ganze Reihe konstruktiver Mängel zutage. Noch im Sommer 1939 mußte die Abnahme des MG 34 bei den Rüstungsfabriken zeitweilig gestoppt werden, weil die Mängel immer noch nicht zufriedenstellend beseitigt waren. Das Modell hatte eine ganze Reihe von Kinderkrankheiten zu überwinden, ehe es voll einsatzfähig war. Einige Nachteile sind trotz der langen Erprobungszeit nicht beseitigt worden. Da die entsprechenden Teile gefräst wurden, war seine Herstellung sehr aufwendig und teuer. Während des Krieges stellte es sich bald heraus, daß die Waffe äußerst empfindlich gegenüber Kälte und Ver-



Schema des Einheits-Maschinengewehres, Modell 34, als sMG.

schmutzungen war. Gerade in dieser im Kriege nicht unwesentlichen Hinsicht hielt es gegenüber dem sowjetischen lMG Degtjarjow, Modell 1928, keinem Vergleiche stand.

Das MG 34 war als eine Kompromiß-Waffe entwickelt worden. Seine Nachteile machten sich besonders beim Einsatz als lMG bemerkbar. Die hohe Feuergeschwindigkeit, die bei einem Dauerfeuer schießenden sMG durchaus angebracht war, hatte einen erheblichen Munitionsverbrauch und eine relativ große Streuung zur Folge. Die beiden Munitionsschützen, die „Kofferträger des Gefechtsfeldes", fielen dadurch als Kämpfer der Schützengruppe fast gänzlich aus. Schließlich machte sich der störanfällige Mechanismus der Waffe, mit dem die hohe Feuergeschwindigkeit erkauft worden war, vor allem beim lMG der Schützengruppe bemerkbar. Dagegen besaß das MG 34 gute Eigenschaften als vielseitige schwere Unterstützungswaffe der Infanterie. Aus offener oder verdeckter Feuerstellung konnte es lebende Ziele bis auf eine Entfernung von 3500 m wirksam bekämpfen. Bei der Angriffsunterstützung überschoß es die eigenen Truppen. Mit dem Stahlmantelkerngeschoß (SmK-Geschoß) konnten auf nahe Entfernungen schwache Panzerungen durchschlagen werden. Zur Fliegerabwehr konnte die Waffe auf der Lafette 34, der Fliegerdrehstütze oder dem Zwillingssockel 36 eingesetzt werden.

Zu Beginn des zweiten Weltkrieges verfügte ein Infanterieregiment über 108 lMG und 24 sMG. Am 1. September 1939 standen insgesamt 126 800 Maschinengewehre zur Verfügung.

Nach dem Überfall auf die Sowjetunion machten sich die Nachteile des Maschinengewehres 34 sehr bald bemerkbar. Deshalb wurde sein Ersatz durch eine bessere Konstruktion immer dringlicher. Er erfolgte durch das Maschinengewehr 42. Die bei der ehemaligen Firma Großkopf in Döbeln neuentwickelte Waffe stützte sich zwar auf einige Bauelemente des MG 34, aber es war gelungen, durch größere Toleranz in den gleitenden Teilen das MG42 unempfindlicher gegen Verschmutzung und Kälte zu machen. Die Fertigung konnte durch den Übergang von der Fräs- zur Blechprägetechnik vereinfacht werden. Dennoch



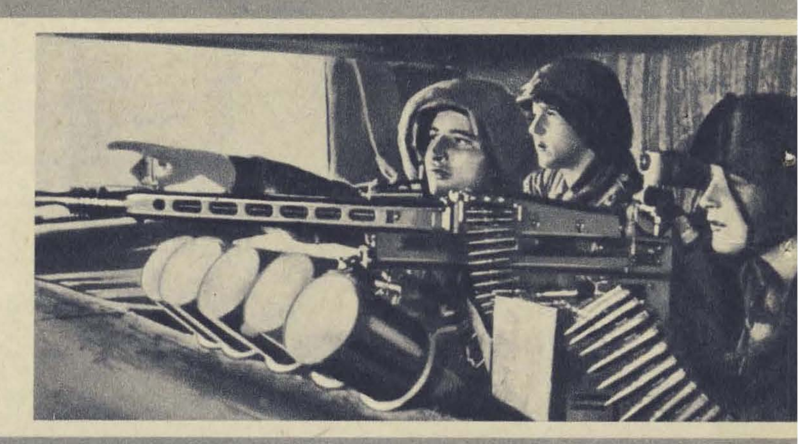
Eine Schützengruppe der Reichswehr, ausgerüstet mit dem leichten Maschinengewehr 08/15.

blieb das MG 42 eine komplizierte Waffe, die aus mehr als 200 Einzelteilen bestand.

Die ballistischen Leistungen waren beim MG 42 gegenüber denen des MG 34 weiter verbessert worden. Durch die Steigerung der Vo von 755 auf 840 m/sec konnte die günstigste Schußentfernung von 800 m auf 1200 m erweitert werden. Als sMG wog das MG 42 nur noch 24 kg und war damit 8 kg leichter als das MG 34.

Das Hauptmerkmal des MG 42 war seine enorme theoretische Feuergeschwindigkeit. Sie betrug 1400 Schuß je Minute. Diese Eigenschaft wurde von der faschistischen Propaganda in den letzten Kriegsjahren als angeblicher Beweis für die absolute Überlegenheit des deutschen Maschinengewehres hingestellt. In Wirklichkeit erwies sich aber der dadurch bedingte gewaltige Munitionsverbrauch vor allem beim Einsatz als lMG als großer Nachteil.

Heute ist die westdeutsche Bundeswehr mit dem MG 42 ausgerüstet. Sie führt es unter der Bezeichnung MG-1. Allerdings ist die theoretische Feuergeschwindigkeit auf 1200 Schuß je Minute reduziert worden.



lMG bzw. sMG 42 . . . Von dieser Waffe sollen 1943/44 360 000 Stück gefertigt worden sein.

Die blonde Dame

Kriminalerzählung von Klaus D. Winzer

„Morgen muß ich auf jeden Fall wieder heimfahren, Mutter. Bitte, verstehe mich doch. Ich kann Walter nicht so lange allein lassen. Er hat schon das Fernstudium auf dem Halse – und nun noch die drei Jungen. Hier ist doch wirklich alles erledigt!" Inge Fleischer saß mit ihrer Mutter am Frühstückstisch. Beide trugen Trauerkleidung. Auf dem Bücherbord stand die mit einer schwarzen Schleife versehene Fotografie eines älteren Mannes.

„Na ja, wenn es nun mal nicht anders geht, Inge. Ich fühle mich jetzt nur so allein." Die Worte der Mutter klangen müde. Der Tod ihres Mannes hatte sie hart getroffen. Groß und kräftig war der Vater immer gewesen und selten krank. Das aufdringliche, scheppernde Läuten der Drehglocke an der Flurtür drängte sich störend in die Gedanken.

Inge sagte: „Bleib sitzen, ich mache auf." Die Küchentür ließ sie einen Spalt offen stehen; so konnte die Mutter hören, was draußen vor sich ging. Eine Frauenstimme fragte nach Herrn Rennhardt. Die schlanke, blonde Frau, gehüllt in einen Persianermantel, stand auf, als auch Frau Rennhardt ins Zimmer trat.

„Entschuldigen Sie, bitte, diesen unangemeldeten Besuch. Mein Name ist Bögner. Ich wollte Ihren Gatten sprechen. Herrn Oberbuchhalter Martin Rennhardt. In einer Versicherungsangelegenheit."

„Ja, wissen Sie denn noch nicht ...?" schluchzte die alte Frau. Inge half ihr in einen Sessel.

„Mutter ist noch sehr angegriffen. Mein Vater verstarb ganz plötzlich. Ich bin nur zu Besuch hier. Um was für eine Versicherung handelt es sich denn, Frau Bögner?"

Die Besucherin machte ein betroffenes Gesicht. Dann kondolierte sie und sagte ein wenig verlegen: „Mein Besuch ist ja nun zwecklos geworden. – Vor Wochen hatte ich Herrn Rennhardt in seinem Betrieb angerufen. Nun ist es zu spät ..."

Inge wurde neugierig. „Mein Vater hatte aber, soviel mir bekannt war, nur eine Lebensversicherung bei der Deutschen Versicherungsanstalt. Und dort habe ich selbst alles Notwendige besprochen."

„Nicht doch DVA. Ich dachte es mir gleich, jetzt wird die Sache erst kompliziert. Sie wissen nichts von der Versicherung Ihres Vaters bei der ‚Saxonia'? Schon 1951 hatte er eine Police für mehrere tausend Mark abgeschlossen."

„‚Saxonia'? Nie davon gehört."

„Das können Sie wohl auch kaum. Dazu dürften Sie noch zu jung sein. Ich vertrete die Hauptstelle in Köln. – Ihre Mutter weiß auch nichts Näheres?"

Frau Rennhardt, die dem Gespräch sprachlos gefolgt war, schüttelte den Kopf. Die blonde Dame öffnete ihre Tasche.

„Hier sind die Unterlagen. Sie können alles genau nachprüfen. Ihr Gatte bezahlte bis zum 13. August 1961 regelmäßig die fälligen Monatsraten. Danach ... na ja, Sie wissen selbst ... Da das Ausbleiben der weiteren Beiträge aber nicht auf ein böswilliges Verschulden des Versicherten zurückzuführen war, hat sich die Saxonia nun entschlossen, diese Verträge nicht als erloschen, sondern nur als vorübergehend ausgesetzt zu betrachten. Diese ihm sicher angenehme Nachricht wollte ich Herrn Rennhardt selbst überbringen. Traurig, traurig. Er hätte nur die fehlenden Jahresbeiträge nachzuzahlen brauchen, und nach Ablauf der Frist hätte eine runde Summe auf dem Tisch des Hauses gelegen."

Frau Rennhardt schaute fassungslos zu ihrer Tochter, die das Papier prüfend betrachtete. Es war tatsächlich eine Versicherungspolice der Saxonia, lautete auf sechstausend Mark, trug ihres Vaters Namen und sein Geburtsdatum. Auch die Adresse stimmte.

„Weshalb mag Vater uns das verschwiegen haben?" fragte sie erschüttert.

Frau Bögner zuckte die Achseln. „Das müßten Sie sich eigentlich denken können. Mißtrauisch wird er gewesen sein – Ihren Behörden gegenüber. Die Police war bei einem Notar in Westberlin deponiert, über den auch die Überweisungen liefen."

Minutenlang lag ein drückendes Schweigen im Rennhardtschen Wohnzimmer.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie überhaupt noch mit dieser Angelegenheit behelligen mußte. Wer konnte denn ahnen, daß Ihr Gatte so plötzlich ..." Die Vertreterin der Saxonia hustete leise. „Damit hat sich alles erledigt. Die eingezahlten Beiträge sind verfallen. Schade um das viele schöne Geld. Vierundzwanzigtausend Mark Ost wären das jetzt, denn Ihr Mann zahlte die Beiträge auch immer eins zu vier."

Frau Rennhardt vergrub das Gesicht in den Händen. „Und – es gibt da gar keine Möglichkeit?" fragte sie nach einer Weile mit stockender Stimme. „Auch nicht ausnahmsweise?"

Die blonde Frau schüttelte den Kopf. „Wo denken Sie hin, liebe Frau. Die Bestimmungen sind drüben nicht anders als hier. Da gibt es keine Ausnahmen." Und nach einer langen Pause: „An welchem Tag starb Herr Rennhardt?"

Inge antwortete für Ihre Mutter: „Am siebenten Januar."

Die Besucherin sah den beiden Frauen prüfend ins Gesicht. „Unter diesen Umständen", meinte



Illustrationen: Hans Röde

sie zögernd, „kann ich Ihnen vielleicht helfen. Doch ist die Sache sehr riskant."
Hoffnungsvoll blickten Mutter und Tochter auf.
„Ja, bitte, sprechen Sie doch weiter", drängte Martha Rennhardt.
„Aber strengstes Stillschweigen, ja? – Gut, ich vertraue Ihnen. – Wenn Sie die drei fehlenden Jahresbeiträge, neunzehnhundertzweiundsechzig, dreiundsechzig, vierundsechzig nachzahlen würden, dann wäre ich bereit, die Quittung hierfür auf den, sagen wir, dritten Januar auszuschreiben. Ich habe ja bei der Zentrale noch nicht abgerechnet. Die Regulierung erfolgte dann scheinbar vor dem Todesfall, und die Police ist gültig. Nach drei Wochen etwa, wenn ich abgerechnet haben werde, schicken Sie die Police mit einer beglaubigten Abschrift des Totenscheines, falls Sie das Original nicht aus der Hand geben wollen, zur Saxonia nach Köln."
Frau Rennhardt stand auf. Sie hatte ihre Tränen weggewischt und schien einen Entschluß gefaßt zu haben.
„Vierundzwanzigtausend Mark also", murmelte sie vor sich hin. – „Und wie hoch ist solch ein Jahresbeitrag?"
Inge Fleischer warf ihrer Mutter einen warnenden Blick zu.
„Einhundertzwanzig Mark", antwortete die Besucherin.
„Mal vier?"
„Mal vier!"
Inge ahnte, was nun kommen würde. Erschrocken lief sie zur Mutter. „Mutter, so etwas kannst du doch nicht machen!"
„Laß mich, mein Kind. Also, wieviel müßte ich Ihnen zahlen, damit die Sache wieder ins Reine kommt?"
„Einen Moment bitte." Frau Bögner holte einen Notizblock aus ihrer Tasche, schrieb einige Zahlen, addierte.
„Das sind eintausendvierhundertvierzig Mark."
Wortlos nahm Frau Rennhardt einen schon fast vergilbten Briefumschlag aus einer Kassette. Daraus zählte sie neunundzwanzig Fünfzigmarkscheine auf den Tisch. Einen Augenblick zögerte sie, dann legte sie noch einen Schein dazu. „Der Rest ist für Ihre Bemühungen, Frau Bögner."
„Aber Frau Rennhardt!" Frau Bögner, die inzwischen Quittungsblock, Stempel und Schreibunterlagen ausgepackt hatte, wehrte gekränkt ab. „Ich mache doch aus der Not meiner Mitmenschen kein Geschäft. Bitte schön, sechzig Mark zurück. Sie brauchen das Geld selber. Auch mit einer großen Summe in Erwartung soll man heutzutage sparsam sein." Daraufhin lächelte Frau Rennhardt zum ersten Mal seit vielen Tagen.
„So, wie gesagt: In spätestens drei Wochen habe ich die Summe mit Köln verrechnet. Natürlich braucht dann so eine Versicherungsauszahlung auch drüben ihre Bearbeitungszeit. Wahrscheinlich bringe ich Ihnen das Geld persönlich. Und hier, bitte, Ihre Quittung – ordnungsgemäß mit dem Saxonia-Zeichen, unterschrieben und gestempelt. Überzeugen Sie sich selbst. – Um eines bitte ich Sie aber noch einmal dringendst: Behalten Sie unsere kleine Vereinbarung für sich. Die Firma würde mich sofort entlassen und wegen Betruges anzeigen. Und dabei will ich Ihnen doch nur helfen! Auf Wiedersehen, Frau Rennhardt, auf Wiedersehen, junge Frau."
Einige Wochen später brachte der Postbote Frau Rennhardt einen eingeschriebenen Brief.
„Von drüben", meinte er vielsagend, als er Frau Rennhardt das Quittungsformular vorlegte. Hastig erbrach sie den Umschlag und las. Es wurde ihr schwindlig vor den Augen.
„Ich habe dir doch gleich gesagt, Mutter, laß die Finger davon!" Inge Fleischer, durch ein Telegramm schnell herbeigerufen, fühlte, daß die Vorwürfe eigentlich gar keinen Zweck mehr hatten.
„Das Geld kannst du in die Esse schreiben und die Quittung in den Ofen werfen. Hier stehts schwarz auf weiß. Die Super-Allianz-Versicherung bedauere außerordentlich, aber die Saxonia sei neunzehnhundertsechsundvierzig in ihren

Besitz übergegangen, und sie habe auch keine Vertreterin namens Bögner mit dem Inkasso von Versicherungsbeiträgen in der Ostzone beauftragt ... Eine Auszahlung sei nicht möglich ... Angeblich quittierte Beiträge seien nicht eingegangen ... Bedauern ... usw. usw."
Leutnant Schneider von der Abteilung K wußte im ersten Augenblick nicht, ob er vor Erstaunen lachen oder vor Wut schimpfen sollte. Er holte also erst einmal tief Luft, um nicht doch noch vor Ärger loszupoltern. Dann sagte er, wobei der mitklingende Vorwurf allerdings nicht zu überhören war:
„Und damit kommen Sie erst jetzt zu uns? Vor fünf Wochen war die Betrügerin bei Ihnen, hat Ihrer Mutter für eine angeblich von Ihrem Vater abgeschlossene Versicherung runde fünfzehnhundert Mark abgeluchst, und die ganze Zeit haben Sie gewartet, daß dieser ‚hilfsbereite' Mensch Ihnen den ganzen Versicherungsbetrag in barem Geld auszahlt? Dachten Sie nicht einen Augenblick daran, daß so etwas einfach unmöglich sein dürfte?"
„Meine Mutter wollte es so. Mir war das anfangs auch wenig einleuchtend, aber diese blonde Frau hatte doch die richtigen Formulare von der Saxonia, einen Quittungsblock und einen Stempel. Ich habe mir alles genau angesehen."
„Junge, Junge", stöhnte der Leutnant. „Das können alte, ungültige Papiere und Stempel sein, aber auch direkte Fälschungen. Beschreiben Sie mir bitte die Frau."

Der Schluß lag auf der Hand, daß Frau Rennhardt sicher nicht die einzige war, die der Betrügerin zum Opfer gefallen war. Sollte man warten, bis alle Geschädigten sich entschlossen hatten, ebenfalls Anzeige zu erstatten? Schneider wußte aus Erfahrung, daß oft falsche Scheu und mangelnde Zivilcourage die Betrogenen davon abhielt. Also ließ er aus dem Sterberegister der letzten zwei Monate Namen und Adressen von Männern und Frauen zwischen fünfzig und siebzig heraussuchen. Das systematische Aufspüren führte binnen weniger Tage mit Unterstützung weiterer



Genossen zum Erfolg. Bald umschloß der unscheinbare grüne Aktendeckel acht Fälle. Jedesmal war eine attraktive Frau, blond, gut gekleidet, als Mitarbeiterin der Versicherung aufgetreten. Wohl wechselte sie regelmäßig den Namen, aber die Personenbeschreibungen ließen keinen Zweifel, es war stets dieselbe Person. Ihr sicheres Auftreten sowie besonders Dokumente und Stempel ließen Mißtrauen und Vorsicht dahinschmelzen.

„Bitte das ‚Tageblatt'." Am Zeitungskiosk auf dem Bahnhofsvorplatz steckte eine blonde Dame die Samstagszeitung in ihre schwarze Wildlederhandtasche. Dann lief sie gemütlich die Wilhelm-Pieck-Straße hinunter. An der Kreuzung Mathildenstraße kaufte sie eine ‚Landespost'. Am dritten Zeitungsstand legte die blonde Dame fünfzehn Pfennige für die ‚Allgemeinen Nachrichten' auf den Zahlteller. Dann winkte sie einem Taxi und fuhr davon.

Am Sonntagvormittag, kurz nach elf Uhr, klingelte es an der Vorsaaltür bei Bruchsal, Mathildenstraße fünf, eine Treppe links. Eine ältere Frau öffnete einen Spalt breit die Tür. Trauerkleidung ließ die kleine, hagere Gestalt noch schmächtiger, vergrämter erscheinen. Im Treppenhaus stand eine elegante junge Frau, groß, stattlich. Das volle schwarze Haar trug sie unbedeckt.

„Sie wünschen?" fragte Frau Bruchsal.

„Mein Name ist Schütze. Ich wollte zu Herrn Bruchsal. Bin ich da richtig?"

„Ja, das heißt . . . , ja, natürlich, aber kommen Sie erst einmal herein. Um was handelt es sich denn?"

Der Besuch schaute sich in dem schmalen, helltapezierten Flur neugierig um. Ins Zimmer gebeten, setzte die Frau sich in einen der Sessel gegenüber dem Fenster.

„Um eine Versicherungsangelegenheit", beantwortete sie schließlich die Frage. „Darf ich rauchen?"

„Bitte, gern. Sie wollten meinen Bruder sprechen. Mein lieber Bruder . . . Es ist ein sehr schwerer Verlust für mich. Seit dem Kriege wohnten wir zusammen."

„Sie . . . , ich sehe jetzt erst, Sie tragen schwarz? Ihr Bruder ist doch nicht etwa . . . ?"

Frau Bruchsal nickte stumm. Dann fragte sie leise: „Sie sprachen von einer Versicherung? Darf ich wissen, um was für eine Versicherung es sich handelt?"

Die Dame nahm einige Papiere aus ihrer Handtasche.

„Ihr Bruder hatte vor dem 13. August 1961 bei der Kölner Saxonia eine Lebensversicherung abgeschlossen . . ."

Als Frau Bruchsal die säuberlich ausgestellte Quittung in die schwarze Brieftasche legte, aus der sie kurz vorher mehrere Fünfzigmarkscheine herausgenommen hatte, öffnete sich im Rücken der Besucherin eine Tür – nur einen kleinen Spalt, vorsichtig, geräuschlos. Frau Schütze steckte das Geld ein und wandte sich zur Tür. Erschrocken fuhr sie zusammen. Im Zimmer stand plötzlich ein Mann. Sie blickte ihn fassungslos an. Zu erstaunt, um darauf zu reagieren.

„Guten Tag, Frau Schütze. Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen." Die schwarze Dame starrte einen Moment hilfesuchend zu Frau Bruchsal hinüber und versuchte dann ein gepreßtes Lächeln.

„Sie sind wohl der Neffe des verstorbenen Herrn Bruchsal?"

„Bedaure, leider nein. Ich bin nur Leutnant Schneider von der Kriminalpolizei. Halt, keine unnütze Bewegung! Genossin Pfeil, durchsuchen Sie Frau Schütze!"

Im Vorsaal wurde die schwarze Dame dann von zwei Kriminalisten in Empfang genommen. Schneider öffnete das Fenster, nahm mit spitzen Fingern den Aschenbecher vom Tisch und trug ihn in die Küche. Mit Schwung kippte er die Zigarettenreste in den Mülleimer. So etwas konnte er nicht mehr ertragen. Seit einem Jahr war Leutnant Kurt Schneider, sechsundzwanzig Jahre alt, Nichtraucher. Ein Erfolg, auf den er nicht wenig stolz war. Als ihm das Zimmer genug gelüftet schien, schloß er das Fenster wieder, holte ein kleines, unter dem Rauchtisch verstecktes Tonbandgerät heraus und verließ seine Junggesellenwohnung. Zu Fuß ging er zur Dienststelle. Er rechnete mit einer kurzen Vernehmung. Beweise hatte er genug. Der Schlußbericht für den Chef sollte dann gleich Montag früh in die Maschine diktiert werden.

„Gut gemacht", sagte Hauptmann Troschler. „Aber wie kamen Sie gerade auf diese originelle Idee?" Schneider schmunzelte.

„Hinterher sieht die ganze Sache eigentlich ganz einfach und logisch aus. Die von der blonden Dame heimgesuchten Bürger hatten für ihre verstorbenen Verwandten jeweils in einer der vier bei uns hier erscheinenden Tageszeitungen Nachrufe veröffentlicht. Ich ließ ebenfalls eine Todesanzeige aufgeben und teilte den Lesern in vorsichtshalber allen vier Tageszeitungen das Ableben eines nicht existierenden zweiundsiebzigjährigen Fritz Bruchsal mit. Dann änderte ich das Namensschild an meiner Wohnungstür, bat die Genossin Pfeil um einen Sonntagseinsatz sowie um die Beschaffung von Trauerkleidung. Eingedenk der These von der Katze, die das Mausen nicht lassen kann, erwarteten wir den Besuch der blonden Dame. Diesmal war sie zwar schwarz, was sie aber nicht davor bewahrte, in meine kleine Falle hineinzutappen, wie kein noch so schöner Ermittlungsplan es hätte theoretisch voraussagen können."

Der K-Leiter stutzte. „Das heißt sicher, wenn ich Sie richtig verstehe, daß Sie wieder keinen . . . Ich muß doch sehr bitten, Genosse Leutnant!"

„Den Plan liefere ich natürlich nach, Genosse Hauptmann", meinte Schneider vergnügt.

„Schon gut", erwiderte Troschler, „doch sagen Sie, woher hatte unsere Blondine eigentlich die Policen, Quittungen und Stempel?"

„Aus dem Nachlaß ihres Vaters. Er war bis 1945 Kassierer bei der Saxonia gewesen. Später kümmerte sich niemand um den wertlos gewordenen Kram – na ja, und jetzt müssen wir uns kümmern."

(Alle vorkommenden Namen sind frei erfunden.)



Der gute Fang

Seemannsgarn von Major Ernst Gebauer (Bild)
und Oberfeldwebel Helmut Stöhr (Text)

Robinsonchen sitzt wie weiland
Robinson auf einem Eiland.
Keine Seele ist zu sehen –
nur die Spur der eignen Zehen.
So beschließt sie, voll Vertrauen,
von der Insel abzuhauen.





Der gute Fang

Anker hoch
und Leinen los?
Hier geht es
mit Beinen bloß,
denn statt stolzem Boote
hat 'se
Kompaß nur
und Luftmatratze.

Neptun scheint es
gut zu meinen
mit der Kleinen.
Sie trifft einen
Volksmarine-
Küstentopp.
Der dreht bei:
Maschine stopp!

Und von Hein,
der sehr gewieft,
wird sie fein
an Bord gehievt,
denn, denkt er,
geh' ich nicht ran,
holt sie der
Klabautermann.

Weiter
Hein das Steuer führt.
Heiter
fühlt er sich berührt.
Und er denkt nun
etwa so:
Bring' ich sie
auf's Fundbüro,
oder,
weil's vom Meere stammt,
etwa hin zum
Seefahrtsamt,
oder,
weil's Moral betrifft,
in ein frommes
Jungfernstift?
Gilt das aufgefund'ne
Prachtstück
gar beim Zoll
als teures Frachtstück?
Meld' ich sie,
als Schwerenöter,
dem polit'schen
Stellvertreter?

Ach, wie auf dem Arm
die Hand ruht!!
Ich behalte sie
als Strandgut!!!



AR-COCKTAIL

Bonn-Bons

„Du, Tünnes, hohe Beamte und Offiziere des Hasselministeriums haben für den Einsatz der Starfighter bereits über drei Millionen Mark Bestechungsgelder kassiert." – „Jetzt verstehe ich einiges. Die Beamten sind geschmiert . . ." – „Und weiter?" – „. . . und die Starfighter abgeschmiert."

„Du, Lübke ist Ehrenbürger von Bonn geworden. In der Begründung heißt es: Wegen seiner Schlichtheit und Rührigkeit." – „Na ja, das waren schließlich Lübkes Taten schon immer." – „Was, Tünnes?" – „Ehrenrührig!"

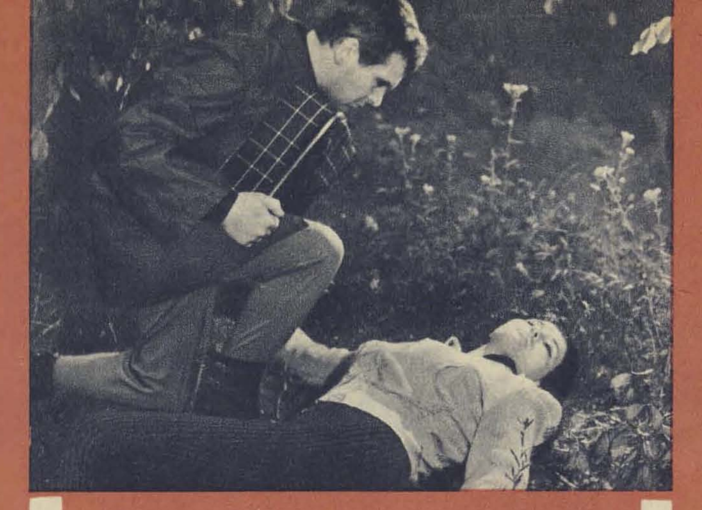
„Tünnes, hier fragt Ann Barnes aus Annapolis an, ob die Kadetten der Marine-Akademie bei Paraden so stramm stehen, weil ihre Unterwäsche gestärkt ist." – „Klar! Und damit weiß endlich auch jeder, was die US-Soldaten auszeichnet." – „Was meinst du, Tünnes?" – „Ihre Stärke!"



Zeichnung: Arndt

„Tünnes, eine amerikanische Singgruppe pries den Bundeskanzler als Zauberkünstler." – „Das beweisen auch seine Reden über den Frieden." – „Sind sie so zauberhaft?" – „Nein! Alles Hokus-Pokus!"

„Tünnes, ‚Quick'-Leser rügen die Angewohnheit Claus von Amsbergs, sich mit der Hand in der Hosentasche fotografieren zu lassen." – „Müßte ein Diplomat mit Nazi-Erfahrung eigentlich wissen, daß die Hand nicht in seine Tasche gehört." – „Wohin denn, Tünnes?" – „In die Tasche der anderen!"



(VR Ungarn)

„Licht hinterm Vorhang"

Niemand sieht es der harmlosen Campingartikelfabrik auf den ersten Blick an, daß hier – quasi for eyes only – an einem militärischen Forschungsauftrag gearbeitet wird. Und doch muß der Gegner Kenntnis von der wichtigen Erfindung haben, dafür sprechen viele Anzeichen. Einmal auf der Spur, scheut er vor keinem Mittel zurück, um in den Besitz der Konstruktionsunterlagen für die „Fledermaus", ein Suchgerät auf Geigerzählerbasis, zu gelangen. Mysteriös allerdings sind die Personen der Täter. Verdächtig ist jeder. Und die alte Regel des Kriminalfilms (oder Romans): Die unverdächtigste Person ist der Täter! scheint nicht mehr zu stimmen. Denn immer, wenn man glaubt, den Gesuchten endlich entlarvt zu haben, geschieht irgend etwas Unvorhergesehenes, das erneut Zweifel entstehen läßt. Und auch „an ihren Taten sollt ihr sie erkennen" ist kein sicheres Rezept. Wer ist am Diebstahl beteiligt, und wer an der Sicherstellung der Materialien? Was haben eigentlich der junge Ingenieur und seine hübsche Freundin Magdi mit der ganzen Angelegenheit zu tun? Und Oberleutnant Tóth? – Fragen über Fragen in diesem spannungsvollen ungarischen Kriminalfilm, der einen Einblick in die Arbeit der Mitarbeiter der Spionageabwehr gewährt. *-Rs-*



Unter der Lupe

Zu manchen Bastelarbeiten, aber auch zu verschiedenen anderen Freizeitbeschäftigungen gehört als wichtiges Instrument eine Lupe. Nicht jeder kommt jedoch mit der Uhrmacherlupe zurecht, die „ins Auge" geklemmt wird. Andererseits fehlt zum Halten einer Lupe oft die „dritte Hand", da man seine Hände nicht mehr frei hat.

Abhilfe kann hier ein altes Brillengestell schaffen. Man entfernt die Gläser und schneidet in der gleichen Größe für das „Lupenauge" eine Pappe zurecht. Haltbarer sind natürlich Blech oder Plastfolie. In diese Scheibe kommt nun ein Loch für die Uhrmacherlupe. Dann setzt man die Scheibe mit der Lupe, die je nach Modell eingeschraubt, festgeklemmt oder eingekittet werden kann, in

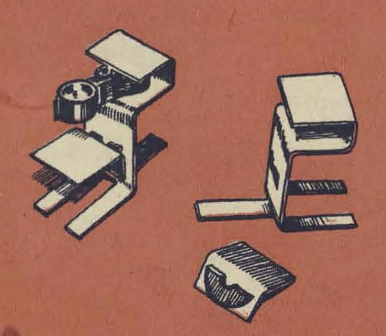


DMV Berlin, Das Taschenbuch 71, 288 S., 1,50 MDN

Péter Berkes: „Alle sind gegen Béla“

Der Titel trügt. Alle sind nicht gegen Béla. Natürlich winden sie ihm keine Kränze, als er der gesamten Gruppe den Ausgang vermasselt. Die „Liebesbezeigungen“ sind entsprechend. „Das war der spontane Volkszorn“, findet er auf seinem Schreibblock gekritzelt, der in seinem verwüsteten Spind liegt. Der „spontane Volkszorn“ rächt sich auf seine Weise. Und ändert nichts. Béla hat nur einen Wunsch: Er will weg, will raus aus der Armee, und dazu sind ihm alle Mittel recht. Die Mutter wird eingespannt, der beziehungsreiche Onkel Isti, Béla selbst schreibt Gesuche an den Minister – währenddessen wachsen seinen Vorgesetzten graue Haare, und die Genossen versuchen mit allerlei Privatrezepten Bélas Verhalten zu ändern. Nicht immer der Disziplin nützend, nicht immer freundschaftlich, und manch gutklingender Rat erweist sich als Windei: „Das Glück, mein Lieber, besteht darin, daß man seine Ruhe hat.“ Béla will nicht seine Ruhe, er will raus. Grafiker wollte er werden, „der Genosse Künstler“, die Aufnahmeprüfung für die Schule hatte er schon bestanden, nur ein Jahr sollte er noch warten, „und dann drücken sie dir einen dreckigen Papierfetzen in die Hand, eine Einberufung, und die ganze schöne Möglichkeit ist verschwunden . . .“ Aus, verpfuscht alles, zwei Jahre Zeit verloren. Das ist Bélas Ärger und Verzweiflung. Was wie eine Schwejkiade begann, bekommt im Verlauf der Handlung einen ernsteren, wirklichkeitsnahen Hintergrund. Der „Trottel“ entpuppt sich als ein recht nachdenklicher Mensch – nur eben mit anderer Einstellung. Und er, die Genossen, sogar die Vorgesetzten müssen einsehen lernen, wie wesentlich tiefer das Problem liegt. Der Weg, den Béla gehen wird, ist logisch. Und doch ist erstaunlich, daß erst eine Übersetzung uns auf ein Problem weisen mußte, das unseren Wehrpflichtigen bestimmt nicht ferner liegt; sie werden in diesem Buch manches aufbereitet finden, womit auch sie sich auseinanderzusetzen haben.

Thomas

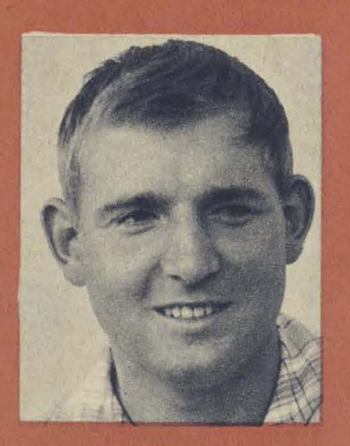


jenes möglichst stabile Gestell ein. Eine andere Möglichkeit bietet der abgebildete Lupenhalter. Er wird aus einem etwa 1 mm starken Blechstreifen gefertigt. Sein Fuß muß nach beiden Seiten abgespreizt sein, um einen festen Stand zu erreichen. Wichtig ist, den Objektträger in der Höhe verstellbar zu machen. Das läßt sich jedoch ganz leicht verwirklichen, indem wir ihn mit einem Manipermblättchen versehen, das leicht anzukleben ist. Nun läßt sich der Objektträger in jeder beliebigen Höhe am Ständer befestigen. B-t



UNTERLEUTNANT JÜRGEN MIER

Geboren: 13. Mai 1941, Beruf: Betriebsschlosser, Klub: ASK Vorwärts Rostock, größte Erfolge: Gewinner des Gold-Cups und damit Weltmeister 1965, Zweiter der Ostsee-Woche 1965, Vierter der Europameisterschaften 1965.



Eigentlich wollte er zu den Fußballern. Auf der Insel Riems im Greifswalder Bodden hatte Jürgen neben dem Segeln auch das Fußball-ABC mit Begeisterung gelernt. Irgendwie war man beim ASK Rostock auf den talentierten Torwart aufmerksam geworden. Als sich der stämmige Schlosser 1959 zu den Seestreitkräften meldete, bestellte man ihn neben anderen Matrosen nach Gehlsdorf. Beim ASK angekommen, stellte sich Jürgen einfach zur Seglergruppe. Keinem fiel sein Fehlen bei den Fußballern auf. Schon tags darauf besiegte er im Finn-Segeln die übrigen 12 Bewerber. So blieb er beim Rostocker Armeesportklub, und aus dem talentierten Fußballer wurde ein hervorragender Segler. Unter Anleitung erfahrener Trainer und mit viel Fleiß und Ausdauer avancierte er zu dem, was in aller Welt viel Beachtung fand: zum Goldcup-Gewinner 1965. Diese goldene Trophäe wird alljährlich für den weltbesten Finn-Dinghi-Segler gestiftet.
Nach sechs Wettfahrten in der Gdansker Bucht hatte Jürgen Mier, der Unterleutnant aus Rostock, diesen Pokal aus purem Gold errungen. Als Sieger trank er aus ihm den ersten Schluck Sekt. Wünschen wir ihm, daß es nicht der letzte gewesen sein möge. KW





Kampf um SCHWERES WASSER

Von J. C. Schwarz

Rjukan ist eine norwegische Stadt, die heute etwa 6500 Einwohner hat. Sie liegt westlich von Oslo in der Landschaft Telemark, an den Wasserfällen des Månelv-Flusses. An diesen Wasserfällen, deren Kraft für ein großes Elektrizitätswerk ausgenutzt wird, befindet sich auch in einer tiefen Bergschlucht eine geheimnisvolle Fabrik, in der durch Elektrolyse der reichlich vorhandenen Wassermassen das für Kernreaktoren unentbehrliche Schwere Wasser gewonnen wird. Wegen seines geringen Einfangquerschnittes für Neutronen dient es als Bremssubstanz und verlangsamt sonst schwer kontrollierbare Reaktionen. Da man 5500 Liter leichtes Wasser benötigt, um einen Liter Schweres Wasser herzustellen, das übrigens giftig ist und Tiere und Pflanzen tötet, ist der Stausee des Månelv-Flusses bei Rjukan gerade der richtige Rohstofflieferant für diese geheimnisvolle und höchst bedeutsame Produktion.

1939 war die Atomforschung noch im Anfangsstadium ihrer Entwicklung, und es gab wenig Menschen in der Welt, die wußten, was die emsig im Stillen arbeitenden Physiker der Völker vorbereiteten. Sechs Jahre später offenbarten die verbrecherischen Bombenabwürfe der Amerikaner auf Hiroshima und Nagasaki mit einem Schlage, was für eine neue und gefährliche Energie die Physiker der Menschheit zur Verfügung gestellt hatten. In höchsten Fach- und militärischen Kreisen wußte man allerdings 1939 schon, was im Kommen war. Unerkannt von der Öffentlichkeit wurde in den großen Ländern der Wettlauf der Physiker hochgetrieben, leider meistens unter der Schirmherrschaft des Militärs und der Rüstungsministerien. Schon 1939 war die Atomforschung militärisches „Top Secret“ der Großmächte.

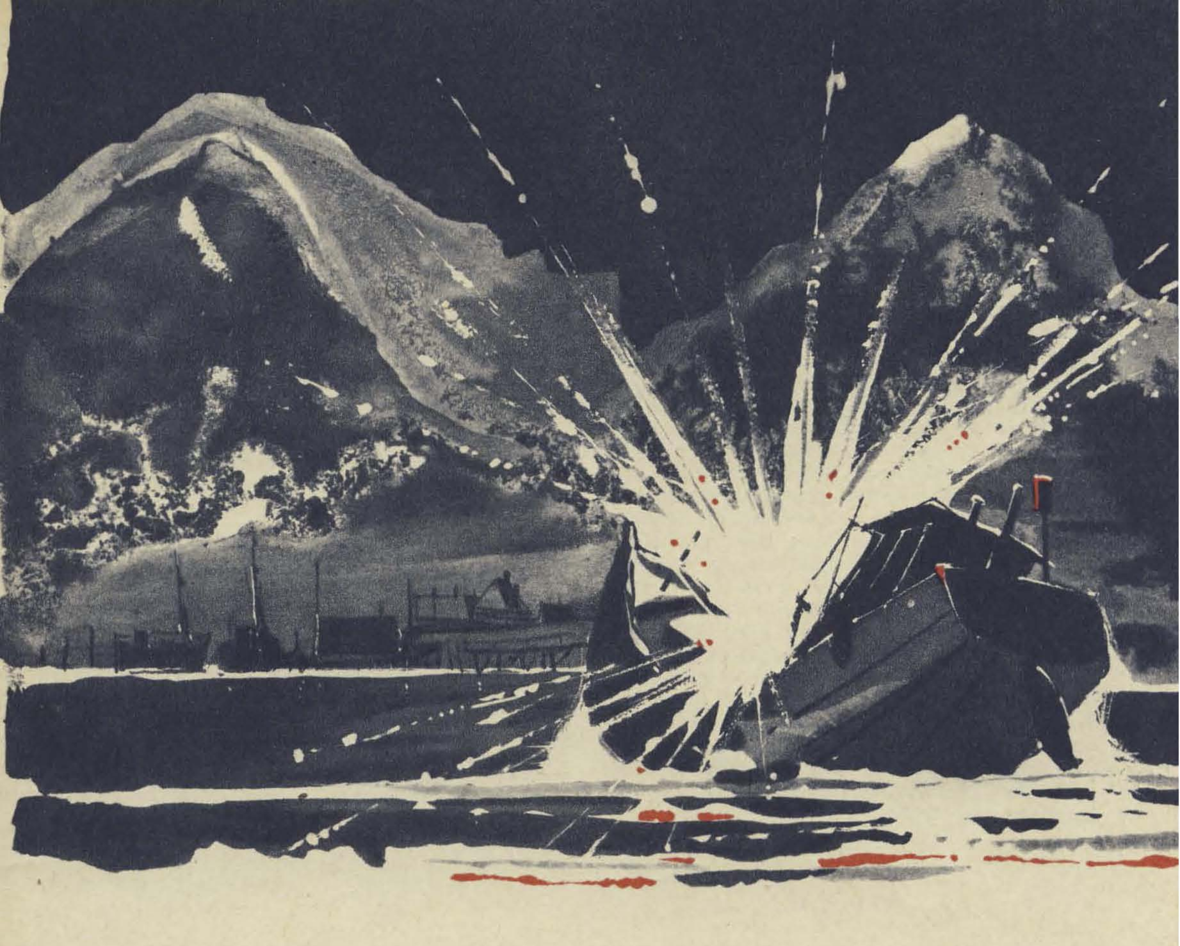
Heute ist Rjukan längst nicht mehr der einzige Ort, aus dem das Schwere Wasser für die Atomreaktoren kommt, aber 1939 war das „Norsk-Hydro-Werk“ bei Rjukan in dieser Hinsicht einzigartig, und der gesamte Weltvorrat an Schwerem Wasser, der 185 Kilogramm betrug, war hier gelagert.

Bereits im Januar 1939 wurde das Wasserwerk von einer französischen Handelsdelegation besucht, zu der auch ein Vertreter der IG-Farben gehörte. Dem Generaldirektor der Fabrik, dem Norweger Aubert, machte der IG-Farben-Vertreter Vorschläge. Sein Konzern wollte 2000 Kilogramm Schweres Wasser kaufen, mit der Vorauszahlung sollte die Produktion des Werkes vervielfacht werden. Später wollte die IG-Farben monatlich 110 Kilogramm abnehmen. Aubert, dessen Herz den Franzosen gehörte und der die Nazis haßte, ging auf diese Vorschläge nicht ein, er ignorierte sie, ließ aber den damaligen französischen Rüstungsminister Raoul Dautry wissen, was die Nazis vorgeschlagen hatten. Sein Verhalten war das erste Zeichen des norwegischen Widerstandsgeistes, der sich in den kommenden Jahren bewähren sollte.

Raoul Dautry rief Frédéric Joliot-Curie zu sich, den bekannten Professor für Kernphysik am College de France, der zusammen mit seiner Frau Irene Joliot-Curie für die Entdeckung der künstlichen Radioaktivität 1935 den Nobelpreis erhalten hatte. Es war klar, was es für eine Bewandtnis mit dem Interesse der IG-Farben für das Schwere Wasser in Rjukan hatte. Man mußte verhindern, daß den Nazis das Schwere Wasser in die Hände fiel. Joliot-Curie setzte sich mit Aubert in Verbindung und schlug ihm vor, mit dem gesamten Vorrat an Schwerem Wasser nach Paris zu kommen. Die Erzeugung in Rjukan sollte verzehnfacht und das Produkt für Frankreich reserviert werden.

Der Krieg ist da. Aubert war einverstanden mit den Vorschlägen, die ihm Joliot-Curie im Namen der französischen Regierung machte.

Im Frühjahr 1940 zogen sich über Norwegen und Dänemark die Kriegswolken zusammen. Eile tat not, wenn man das Schwere Wasser von Rjukan retten wollte. Am 8. März um Mitternacht löste sich ein Fährboot von der Anlegestelle des Hydrierwerkes bei Rjukan, das in Behältern die kostbare Flüssigkeit mit sich führte. Am 10. März waren die Behälter in Oslo und wurden in einer Villa untergebracht, die sich in der Nähe der deutschen Botschaft befand. Weder der Trans-



port selbst noch die strenge Bewachung seines vorläufigen Lagerortes wurden von den deutschen Geheimdiensten bemerkt, die fieberhaft in der Nazibotschaft arbeiteten und sich auf die Besetzung Norwegens vorbereiteten. Ein Flugzeug brachte das Schwere Wasser nach Schottland, von wo es am 16. März nach Paris weitergeflogen wurde, um in den Kellern des College de France eingelagert zu werden.

Drei Wochen später begann der „Blitzfeldzug" gegen Dänemark und Norwegen. In den Morgenstunden des 9. April überreichte der deutsche Gesandte in Oslo sein Ultimatum. 38 Tage lang leistete das tapfere Norwegen Widerstand, dann mußte es aufgeben. Am 10. Juni verließ König Haakon VII. das Land und begab sich nach England. Die Nazis besetzten Norwegen.

Aber die Fabrik in Rjukan war leer, die Vorräte an Schwerem Wasser waren rechtzeitig fortgeschafft worden.

Als die Nazi-Wehrmacht Paris besetzte und in den Kellern des College de France nach dem Schweren Wasser aus Rjukan suchte, waren die Behälter mit ihrem Inhalt bereits in England. Nur wenige Tage vor Unterzeichnung der Kapitulation durch Petain hatte die französische Widerstandszentrale der Forschungsgruppe Joliot-Curie den Befehl gegeben, das kostbare Gut nach England zu schaffen.

Joliot-Curie blieb in Frankreich, um in der Widerstandsbewegung tätig sein zu können. Seine Assistenten Halban und Kowarski setzten die Forschungsarbeit in England fort. In England wurde auch ein Modell der Hydrierwerke von Rjukan aufgebaut, an dem norwegische Widerstandskämpfer die Möglichkeiten der Sprengung des Hydrierwerkes studierten. Denn der Generalstab der kombinierten alliierten Kräfte (combined operations) hatte den Befehl gegeben, die Quellen des Schweren Wassers bei Rjukan versiegen zu lassen, nachdem bekannt wurde, daß die Nazis 500 Fachleute der IG-Farben, Ingenieure und Techniker nach Rjukan geschafft hatten und die Jahresproduktion an Schwerem Wasser auf 1500 Kilogramm steigern wollten. Ab 1942 sollten sogar 5000 Kilogramm jährlich produziert werden. Das mußte verhindert werden.

Britische Abwehrleute, die Anfang Dezember 1941 auf den Schnee- und Eisfeldern des Hardanger Plateaus mit Gleitflugzeugen niedergingen und

sich an das Norsk-Hydro-Werk heranzuarbeiten versuchten, wurden entdeckt, gefangengenommen und erschossen. Trotzdem blieb den faschistischen militärischen Stellen, die für den Wehrmachtsbereich des besetzten Gebietes um Rjukan verantwortlich waren, die Bedeutung des Hydrierwerkes unbekannt, und sie neigten dazu, anzunehmen, daß es sich um Machenschaften schwedischer Konzerne handelte, die Geld in das Hydrierwerk gesteckt hatten und es nun ausschalten wollten. Von der internationalen Widerstandsbewegung und von Nobelpreisträger Joliot-Curie, der gegen die Atomforschung der Nazis kämpfte und dabei vom englischen Geheimdienst unterstützt wurde, ahnten sie nichts. Canaris und der deutsche Geheimdienst versagten in Rjukan vollkommen, anders ist es nicht zu erklären, daß das Norsk-Hydro-Werk durch eine Kompanie Landesschützen bewacht wurde, also durch ältere Männer ohne Kampferfahrung, deren militärische Tüchtigkeit etwa dem Landsturm aus dem ersten Weltkrieg entsprach, und das, obwohl ein OKW-Befehl vorlag, das Hydrierwerk besonders gut zu bewachen. Die Fabrik lag an einem Stausee, über den auf einer Fähre die erste Wegstrecke des abtransportierten Schweren Wassers führte. Als einmal das Boot mitten auf dem See explodierte und sich seine Fracht in den See ergoß, glaubten die zuständigen Wehrmachtsoffiziere, das Schwere Wasser sei explosiv, und man habe die Behälter wohl unvorschriftsmäßig gehandhabt. Es wurden keine weiteren Nachforschungen angestellt.

Die norwegische Widerstandsbewegung hatte in England eine sogenannte „Linge[1]-Kompanie" gegründet, zu der mutige Männer der früheren norwegischen Armee gehörten. Einer von ihnen, Einar Skinnarland, wurde am 28. März 1942 aus einem englischen Flugzeug über dem Gebiet Telemark abgesetzt. Dieser Ingenieur, der früher im Norsk-Hydro-Werk gearbeitet und in einem Haus am Stausee unweit der Fabrik gewohnt hatte, wurde zum geistigen und organisatorischen Führer aller weiteren Aktionen gegen die Schwere-Wasser-Fabrikation der Nazis. Er verstand es, in Oslo norwegische Studenten um sich zu sammeln, die bereit waren, seinen Kampf zu unterstützen.

In der Nacht vom 14. zum 15. Oktober 1942 gleitet ein britischer zweimotoriger Bomber mit abgestelltem Motor über den unbewaldeten Höhenrücken des Songa-Tales in der Landschaft Telemark und läßt nacheinander vier Männer heraus, die an Fallschirmen zu Boden schaukeln. Es sind der Offizier und Absolvent der Militärakademie in Oslo Jens Anton Pausson, der Offizier und Funker der Handelsmarine Knut Haugland, der Sergeant Arne Kjistrup und Claus Hellberg, alles norwegische Patrioten, sporttrainierte junge

---

[1] Kapitän Martin Linge war der Chef einer Kompanie der illegalen militärischen Organisation Shetland-Sardelingen, die die Verbindung zwischen England und der norwegischen Widerstandsbewegung hielt. Er fiel 1941 bei Kämpfen auf der Insel Målöy.

Illustrationen: Karl Fischer



Männer in weißer Schneetarnkleidung, fest entschlossen, der deutschen Wache des Hydrierwerkes ein Schnippchen zu schlagen. Sie führen die „Mission Swallow“ durch, die Operation Schwalbe, deren Aufgabe darin besteht, die Umgebung des Hydrierwerkes und die Möglichkeiten des Eindringens in die Fabrik aufzuklären. Die Resultate ihrer Beobachtungen wollen sie nach England funken. Diesmal will man sicher gehen und alles gründlich vorbereiten. Sie haben Funkgeräte, Waffen, Proviant und Skier bei sich, in einer avisierten Berghütte finden sie Schlafsäcke, weiteren Proviant, Medikamente und einen Gruß von Einar. Sie wissen, wer Einar ist. Das chiffrierte Briefchen enthält Namen und Erkennungszeichen eines Besuchers, der in den nächsten Tagen an dieser Berghütte auftauchen wird. Der Befehl lautet: Nicht in die Ortschaften hinuntersteigen und Berührungen mit der Bevölkerung vermeiden, bis der Bote eintrifft.

Knut versucht sofort, Funkverbindung mit England aufzunehmen, aber er bekommt keine Antwort. Die Operation Schwalbe scheint unter einem unguten Stern zu stehen. Acht Tage bleiben sie in der Berghütte und wagen nicht, ihr Versteck zu verlassen, weil sie nicht wissen, was Einar ihnen mitzuteilen hat. Sie wachen abwechselnd, tasten mit Feldstechern aus den Fenstern die Umgebung ab, nehmen spartanische Mahlzeiten ein, und Knut versucht immer wieder, auf dem Funkweg die Freunde in England zu erreichen, was ihm nicht gelingt. Trostlose Tage.

Dann, am achten Tag, zeigt sich auf dem Schneefeld ein fernes Pünktchen, das in rasender Fahrt näher kommt. Es ist ein junger Mann auf Skiern, der einen Rucksack trägt und kurz vor der Hütte mit den Armen zu winken beginnt: Der Bote Einars, auch die ersten Worte, die er spricht, weisen ihn aus. Er bringt neuen Proviant, Brot, Fische, Konserven. Er erklärt ihnen, aus welchem Grunde sie keinen Kontakt mit der Bevölkerung aufnehmen dürfen: Norwegische Faschisten unter Führung eines gewissen Quisling haben eine hitlerfreundliche Regierung gebildet, und die anständigen Leute in Norwegen müssen jetzt vorsichtig sein, besonders, wenn von ihnen bekannt ist, daß sie kurz vor der Besetzung Norwegens nach England gegangen sind. Ihr plötzliches Wiederauftauchen könnte Verdacht erwecken.

Auf den Schnee- und Eisfeldern in der Höhe der Berge spielt sich in den nächsten vier Monaten eine Robinsonade zu Viert ab. Immer wieder tauchen die Boten Einars auf und bringen neuen Proviant, neue Batterien für das Funkgerät. Denn ab 9. November stehen sie endlich in Funkverbindung mit ihrer Zentrale in England. Sie umkreisen unzählige Male das Hydrierwerk, ohne von den deutschen Posten bemerkt zu werden, unzählige Mal liegt die Fabrik greifbar nahe unter ihnen, sie könnten Handgranaten hinunterwerfen, aber das würde mehr Lärm als Schaden verursachen. Sehr schnell wird ihnen klar, daß das Werk von der Seite des Hochplateaus her angegriffen werden muß, denn der steile Abhang an



dieser Seite scheint die deutsche Wache so weit beruhigt zu haben, daß sie nur wenige ihrer bärtigen Männer hier einsetzen zu müssen glauben. Alle Beobachtungen gehen per Funk nach England.

Endlich, am 16. Februar, kommt aus England Verstärkung. Es sind die sechs Männer der „Operation Breitseite", die um Mitternacht 50 Kilometer nordwestlich der Gruppe Schwalbe bei gutem Wetter und Mondschein über dem zugefrorenen Skryken-See abspringen. Aber erst am 23. Februar, eine Woche später, treffen beide Gruppen bei Kallung zusammen. Alle zehn Norweger sind Angehörige der Linge-Kompanie und in England ausgebildet. Die Neuankömmlinge haben gute Sachen mitgebracht. Unter anderem zwei zusammenklappbare Schlitten, auf denen jetzt zweimal 50 Kilo Spreng- und Kampfmittel über die Schneedecke gezogen werden. In einer Hütte im Fjosbu-Tal, die zu ihrem gemeinsamen Stützpunkt wird, beziehen sie Quartier. Die Schwalbe-Männer haben inzwischen gute Arbeit geleistet, sie berichten: In einer Baracke zwischen dem Maschinenhaus und der Elektrolyt-Anlage ist eine Wache in Stärke von 25 Mann stationiert, die Wache wird alle 24 Stunden abgelöst, die Posten alle zwei Stunden. Am Haupttor steht ein Doppelposten, an den Rohrleitungen ein Einzelposten. Nachts gibt es auf dem Werkgelände eine Streife von zwei Mann. Die weitere Verteilung der Posten im Innern des Geländes ist unbekannt. Am 27. Februar abends um 20 Uhr verlassen sie den Stützpunkt. Lautlos gleiten Schlitten und Skier, die Schatten der Männer durch die Nacht. Es wird kein Wort gesprochen. Die weiß schimmernde Landschaft unter dem Sternenhimmel mit Felsen und Bergspitzen dehnt sich gespenstisch. Nach zwei Stunden müssen die Männer einen Fluß überqueren, dessen Eisdecke zu tauen beginnt und stellenweise schon von Wasser überspült ist. Kurz vor dem Ziel ist eine 150 Meter hohe kahle Felswand zu ersteigen, von deren Gipfel aus sie endlich das schlecht verdunkelte Hydrierwerk unter sich liegen sehen.

Der Plan wurde vorher mit Einar durchgesprochen, der eines Abends in der Hütte im Fjosbu-Tal auftauchte. Die Ausgangsstellung liegt 250 Meter vom äußersten Drahtzaun entfernt. Durch einen Nebeneingang bei den Vorratsschuppen soll sich die Sprenggruppe ins Werkgelände einschleichen. Die auf sechs Mann verstärkte Schwalbe-Gruppe soll den Weg zeigen, den Drahtzaun aufschneiden und als Deckungstrupp Stellung beziehen, während „Breitseite" den Zerstörertrupp bildet und im Innern der Fabrik die Sprengladungen anlegen soll.

Um 24 Uhr beobachten die Männer, wie unten die Wachposten abgelöst werden.

Eine halbe Stunde später schneiden sie das Tor zu den Vorratsschuppen mit Drahtscheren auf und betreten, natürliche Schatten ausnutzend, das Werkgelände.

Da, Geräusche von Schritten, halblaute Stimmen. Sie pressen sich noch tiefer in die Schatten. Die Nachtwache schlendert plaudernd vorüber, die Gewehre über die Schultern gehängt. Den Faschisten bleibt keine Zeit, zu schreien oder nach den Waffen zu greifen. Katzen in Menschengestalt hängen an ihrem Hals, knebeln und fesseln sie in Blitzesschnelle. Ihre Körper werden in den Schatten eines Lagerschuppens geschleift und dort hingelegt.

Lautlos eilt der Zerstörertrupp weiter, in seinem Rücken die Männer der Schwalbe mit entsicherten Waffen, bereit, Feuerschutz zu geben. Aber die Kellertüren des Elektrolytgebäudes sind verschlossen. Es gibt noch einen Kabeltunnel, Einar hat darauf hingewiesen, durch diesen Tunnel kann man kriechend ins Innere des Gebäudes gelangen. Aber dieser Kabeltunnel muß gefunden werden, und es vergeht einige Zeit, bis sie das schwarze Loch in der Sohle der Elektrolytanlage entdecken.

Endlich kriechen die ersten zwei Männer hinein, sich auf dem Gewirr der Röhren und Leitungen vorwärtstastend. Am Ende des Tunnels öffnet sich ein Kellerraum, in den aus einer halb geöffneten Tür Licht fällt. Ein Wachposten, der hier die Runde macht, wird so lautlos und fachmännisch kampfunfähig gemacht wie draußen die Nachtstreife.

Jetzt haben sie freie Hand. Sie holen, durch den Kabeltunnel kriechend, den Sprengstoff herein, deponieren ihre Sprengladungen und jagen zurück, den gefesselten und geknebelten Posten, dem sie die Füße freigemacht haben, nehmen sie mit. Kaum sind sie draußen, da ertönen die ersten Explosionen. Bis sie den Gipfel des Steilhanges erklommen haben, steht das Hydrierwerk in Flammen. Der Flammenschein ist weithin zu sehen und beleuchtet das halbe Tal.

Wieder einmal haben die Nazis Pech mit ihrem Streben nach atomaren Waffen. 3000 Liter Schweres Wasser sind vernichtet und die wichtigsten Anlagen zerstört. Den zehn Norwegern gelingt es, sich in Sicherheit zu bringen. Sie werden nach England zurückgeflogen. Der deutsche General Falkenhorst erklärte nach diesem Überfall, beeindruckt von der Präzision der feindlichen Sabotagearbeit: „Das ist der schönste Handstreich, den ich je erlebt habe."

Natürlich versuchen die Nazis, das Hydrierwerk wieder aufzubauen. Aber sie ahnen nicht, daß Einar im Lande ist und ein wachsames Auge auf die Vorgänge hält. Es ist das wachsame Auge der internationalen Widerstandsbewegung. Immer wieder stören Bombenangriffe der Alliierten die Aufbauarbeit am Hyrierwerk. Schließlich, im Frühjahr 1944, hat der deutsche Geheimdienst soviel begriffen, daß der inzwischen wieder entstandene Vorrat an Schwerem Wasser in Deutschland besser aufgehoben wäre als in Norwegen. Ein Fährboot, die „Hydro", soll am 20. Februar mit mehreren tausend Litern an Bord auslaufen und das Schwere Wasser zur Bahn am anderen Seeufer bringen, damit es die Fahrt ins „Reich" antreten kann.

Aber Einar ist schneller als der deutsche Geheimdienst. Mitten auf dem See fliegt das Fährboot samt seiner kostbaren Ladung in die Luft. Einer der Benzinkanister für den Motor des Schiffes hat Sprengstoff enthalten, der mit einer Zeitzündung versehen war.

Die Faschisten konnten das Schwere Wasser aus Norwegen nicht für ihre Ziele mißbrauchen.



Zeichnung: Kurt Klamann

13. August 1961

„Könnt ihr mir sagen, ob das ein T34 ist, oder verratet ihr damit ein Staatsgeheimnis?"
„Nein. Die Westberliner Ostlandritter haben ihn auch gleich wiedererkannt."



Rebellion in den ANDEN

Karte: Els

Mittwoch, der 9. Juni 1965. Schüsse knallen in der Nähe des peruanischen Bergwerkes „Santa Rosa", dem Zweigunternehmen einer nordamerikanischen Bergwerksgesellschaft. Dann besetzen bewaffnete Arbeiter und Gebirgsbauern das Gelände. Sie beschlagnahmen zwei LKW-Ladungen Dynamit und ziehen sich mit ihrer Beute zurück. Doch bevor sie wieder in den Bergen verschwinden, jagen sie noch zwei militärisch wichtige Brücken in die Luft, um den Regierungstruppen die Verfolgung zu erschweren.

So begann der Aufstand der „Anden-Revolutionäre". Führer der verwegenen Gruppe war Luis de la Puente Uceda, Generalsekretär der Revolutionären Linksbewegung Perus (MIR).

Wenige Tage danach wurden von den peruanischen Partisanen in den Garnisonen von Andamarca und Santo Domingo de Acabamba Waffen und Munition erbeutet. Zugleich veröffentlichte die Befreiungsbewegung ihre Forderungen:

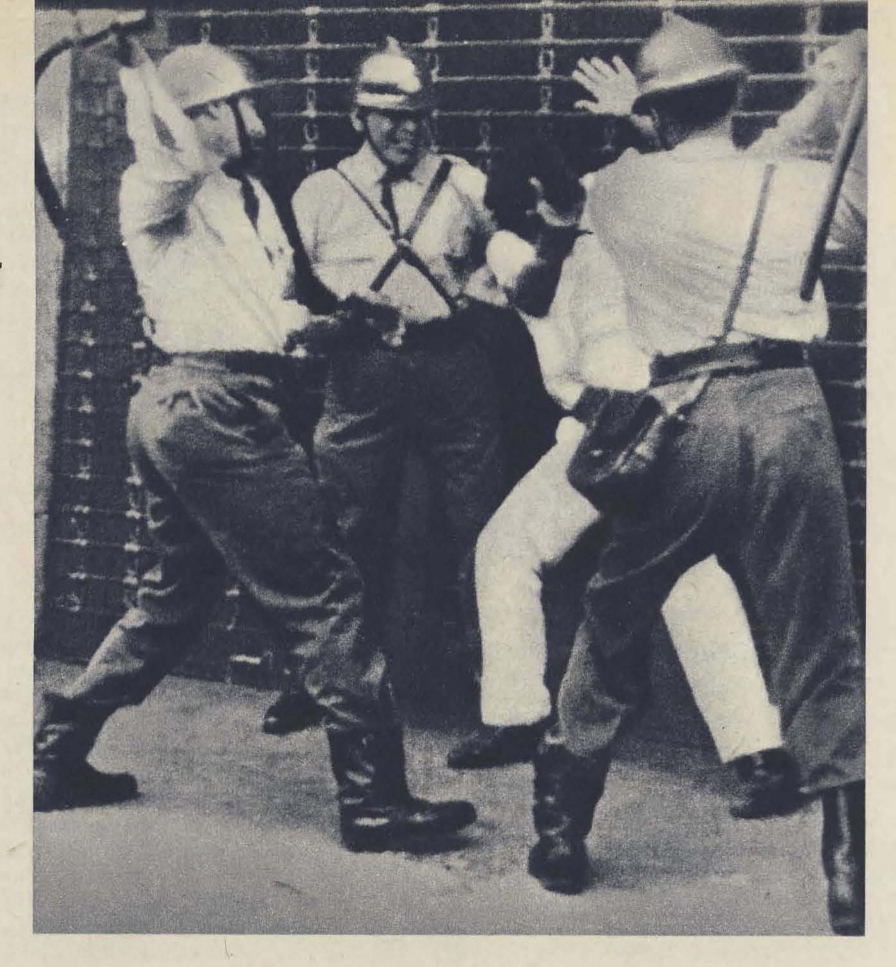
1. Eine Agrarreform zugunsten der kleinen und landarmen Bauern;
2. Wiedergewinnung der nationalen Souveränität sowie der in ausländischen Händen befindlichen nationalen Reichtümer, vor allem der Erdölvorkommen;
3. Entwicklung der nationalen Industrie und Nationalisierung des Außenhandels.
4. Erhöhung des Lebensstandards der Arbeiterklasse und aller ausgebeuteten Schichten.

Die Guerilla-Aktionen begannen nacheinander in Cuzco, Junin und Huancavelica, drei Kreisen im Bezirk Junin, der sehr dicht von Bauern besiedelt ist. Die Menschen sind dort so arm, daß sie oft ihre Kinder verkaufen, um nicht Hungers zu sterben. Doch das Elend unter den peruanischen Arbeitern und Bauern ist nicht auf diesen Bezirk beschränkt.

Peru wird durch die 200–500 Kilometer breite Gebirgskette der Anden von Norden nach Süden in zwei Teile getrennt: in den Küstenstreifen mit modernen, mechanisierten, den halbfeudalen Latifundienbesitzern gehörenden Zuckerrohr- und Baumwollplantagen sowie den Amazonas-Ebenen, in denen die Urbarmachung und Besiedelung gerade erst begonnen hat.

Die peruanischen Bauern leben meist in der Sierra, im Gebirge. Dort bauen sie ohne jede Technik, mit altertümlichen Methoden, in mühseliger Weise Mais, Kartoffeln und Baumwolle an. Nur 1,2 Prozent der Landbesitzer gehören 65 Prozent des bearbeiteten Bodens. Die Pro-Kopf-Produktion an Nahrungsmitteln geht ständig zurück, und es müssen in jedem Jahr für Dutzende Millionen Dollar Lebensmittel importiert werden.

Polizeiterror in Lima, der Hauptstadt Perus. Mit sadistischer Freude prügelten die Polizisten auf Studenten ein, die gegen die Erhöhung der Autobus-Fahrpreise demonstrierten.



Da nach der peruanischen Verfassung Analphabeten kein Stimmrecht besitzen, sind die Bauern bis auf wenige Ausnahmen auch politisch entmündigt, obwohl die Bauernschaft immerhin 52 Prozent der werktätigen Bevölkerung ausmacht. Diese Verhältnisse förderten natürlich die Bereitschaft, sich mit allen Mitteln gegen die Ausbeuter zur Wehr zu setzen.

Auf dem XXIII. Parteitag der KPdSU kennzeichnete Genosse Raul Acosta, Generalsekretär des ZK der Kommunistischen Partei Perus diese Situation: „Eine Gruppe von kühnen Revolutionären, Mitgliedern der Revolutionären Linksbewegung und der nationalen Befreiungsarmee, nahm im vorigen Jahr den bewaffneten Kampf gegen die Latifundienbesitzer und die Armee auf. Unsere Partei unterstützte diese Aktionen, die sie als Fortsetzung des jahrhundertelangen gerechten Kampfes der Bauernschaft gegen die Gewaltherrschaft der Großgrundbesitzer und der Regierung ansieht. Allerdings sind wir der Ansicht, daß im Lande noch keine revolutionäre Situation entstanden ist, die es gestatten würde, die bewaffnete Auseinandersetzung im Maßstab des ganzen Staates zur Hauptform des Kampfes zu machen.

Die mutigen Aktionen der Partisanen wurden von den Bauern der Gebiete unterstützt, in denen diese Partisanenkämpfe aufflammten; sie weckten die Sympathie des Volkes. Diese Aktionen sind jedoch brutal unterdrückt worden. Mit direkter Unterstützung der gleichen amerikanischen Militärkamarilla, die seit langem den schmutzigen Krieg in Vietnam führt, wurden unsere Dörfer mit Napalmbomben belegt und die Frauen Gewalttaten und Folterungen ausgesetzt. Ganze Familien wurden erschossen, in den Bergen blieben Hunderte von Leichen zurück. Der Führer der Revolutionären Linksbewegung, Genosse Luis de la Puente Uceda, wurde erschossen. An seine Stelle trat Maximo Lobaton, der später der Soldateska in die Hände fiel und umkam. Der Führer der nationalen Befreiungsarmee, Hector Bejar, wurde gefangengenommen. Ihm droht das Todesurteil, wie es eine Verfügung der Regierung für die Partisanen und alle diejenigen vorsieht, die sie unterstützen . . .

Unsere Partei setzt unter schwierigen Bedingungen den Kampf fort, hält ihre Verbindung zu den Massen aufrecht, verteidigt konsequent deren Interessen und ist der Meinung, daß der bewaffnete Kampf der wahrscheinlichste Weg zur Durchführung der Revolution in Peru ist. Das schließt jedoch die Anwendung aller Kampfformen, die Festigung und Entwicklung der Massenorganisationen und der Massenaktionen nicht aus, sondern setzt sie voraus."

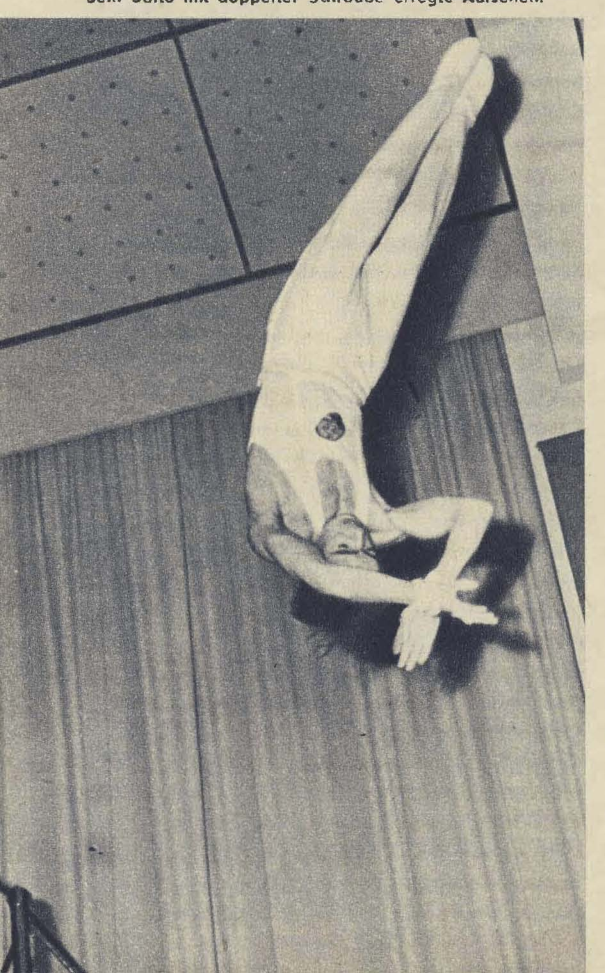
PARADE von Kraft und Eleganz

Von Karlheinz Friedrich,
Meister des Sports

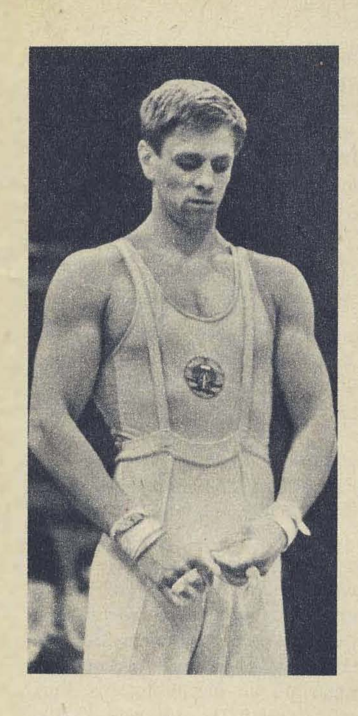
Bis auf den letzten Platz ausverkauft war die Bukarester Floreasca-Halle, als beim internationalen Turnier im Herbst 1965 die Finalkämpfe an den einzelnen Geräten begannen. Schon während des Kürsechskampfes hatte sich ein „kleiner Mann" in die Herzen des temperamentvollen rumänischen Publikums hineingeturnt: Gerhard Dietrich vom ASK Potsdam. Als daher der Hallensprecher durch ein Versehen bekanntgab, der sympathische, kleine Deutsche könne wegen einer Verletzung leider nicht mehr am Wettkampf teilnehmen, war die Enttäuschung groß. Aber Gerhard humpelte zum Reck, ließ sich an die zwei Meter vierzig hohe Stahlstange heben. Eine Prellung am Fuß sollte ihn nicht davon abhalten, die Kür am Reck, seinem stärksten Gerät, zu zeigen. Er drehte und wirbelte um die Stange, daß den Zuschauern der Atem stockte. Und an den Schluß seines Vortrages setzte er einen in der internationalen Turnarena bisher noch nie gezeigten Effekt – einen Salto mit doppelter Schraube! Das Publikum feiert den tollkühnen Burschen, und der Korrespondent der französischen Sportzeitung „l'Equipe" war so verblüfft, daß er seinen Bericht über die Bukarester Veranstaltung mit den Worten begann: „In das Reich der Fabel hätten wir einen Agenturbericht vom Bukarester Turnier verwiesen, aber wir waren Augenzeuge: Gerhard Dietrich, ein bis dato unbekannter Turner, beendete seine Übung mit einem gestreckten Salto (das wäre nichts Neues), der nicht nur mit einer Drehung des Körpers um die Längsachse (auch das wäre nichts Einmaliges), sondern gleich mit zwei ‚Schrauben' gekoppelt wurde. Das freilich war absolut neu und einmalig!"

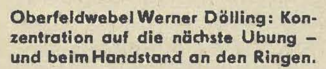
Bei den Turnern des ASK in Potsdam tut sich etwas

So „wirbelt" Oberfeldwebel Gerhard Dietrich vom Reck. Sein Salto mit doppelter Schraube erregte Aufsehen.

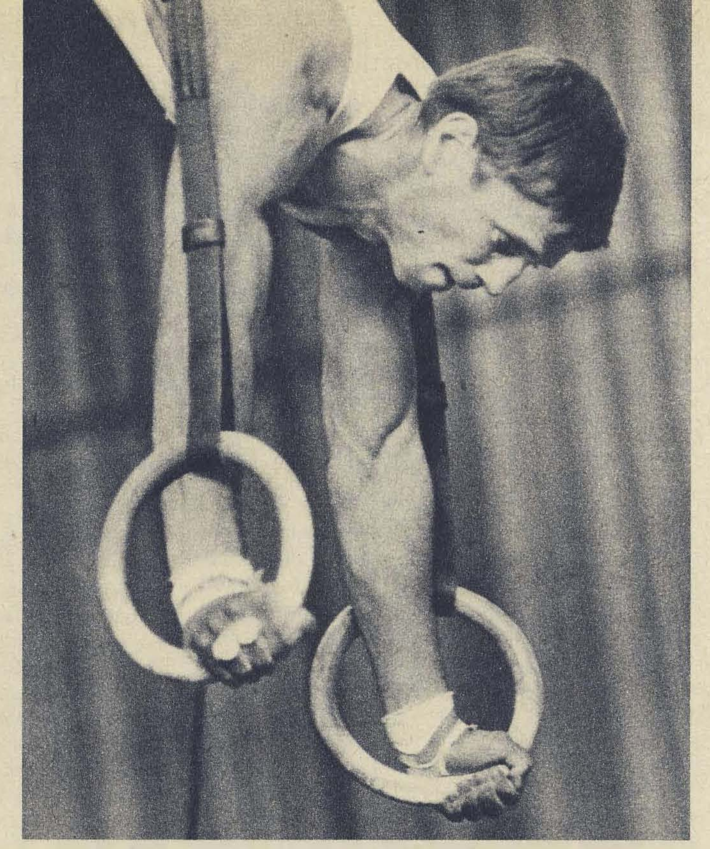


In aller Welt wird experimentiert, suchen Turner nach neuartigen, originellen und schwierigen Elementen und Verbindungen. „Seit wir in unserer neuen Übungshalle mit modernen Trainingshilfsmitteln arbeiten, haben wir eine neue Qualität des Turntrainings erreicht", erklärt Cheftrainer Rolf Bauch, der „Vater" der Turnerfolge beim ASK, den sprunghaften Leistungsanstieg. Aber im gleichen Atemzuge nennt er auch jene Voraussetzungen, die der Aktive selbst mitbringen muß: den festen Willen, sich in jahrelangem, hartem Training die grundlegenden Bewegungsfertigkeiten anzueignen, mit denen er sich später an die riskantesten Kunststücke heranwagen kann. Das Turnen beginnt bei der Kippe und beim Handstand – nicht beim Doppelsalto! Jene Handvoll Unverzagte, die





Oberfeldwebel Werner Dölling: Konzentration auf die nächste Übung – und beim Handstand an den Ringen.



sich Anfang der fünfziger Jahre daranmachten, eine Turnmannschaft beim KVP-Sportklub aufzubauen, fingen so an: Rolle vorwärts, rückwärts, Standwaage; Hocke und Grätsche über's Pferd usw. Und das in einem Alter, in dem man heutzutage längst die Meisterklassenreife erreicht haben muß, wenn man international etwas bestellen will. Bei manchen mußte der Wille das Talent ersetzen. Aber es ging vorwärts. Günter Thiem, Werner Drescher, Gerhard Gläser, Paul Müller und andere begannen im Turnen der DDR mehr und mehr eine Rolle zu spielen. Als später Wolfgang Gipser, ein veranlagter junger Bursche aus Greiz, und Günter Nachtigall, der sich in Halle bis zur Meisterklasse emporgearbeitet hatte, hinzukamen – da wurde die ASK-Riege binnen kurzer Zeit zur stärksten des Landes. 1957 bootete sie im Kampf um den FDGB-Pokal den bis dahin in unumschränkter Hegemonie herrschenden DDR-Mannschaftsmeister SC DHfK aus. Im selben Jahr war Wolfgang Gipser unter dramatischen Umständen Deutscher Zwölfkampfmeister geworden. Diese Meisterschaft im Kultursaal des Karl-Marx-Städter Großdrehmaschinenwerkes „1. Mai" war eine Hitzeschlacht ohne Beispiel. Sie wurde gewonnen vom konditions- und nervenstärksten Mann. Gipser verschwand nach jeder Übung im Keller des Gebäudes. Dort wandelte er in den Gängen auf und ab. Er floh vor der brütenden Hitze und vor der Hektik des Punktekampfes. Die Resultate der Konkurrenten interessierten ihn an diesem Tage nicht. „Das Programm durchstehen!" war sein einziger Gedanke. Er stand es durch – als Einziger der Favoriten! Seine Konkurrenten, allen voran Günter Nachtigall, Werner Drescher, Heinz-Otto Werner, Gottfried Stark (beide Leipzig), Lothar Heil (Dresden) und Fritz Böhm (Jena) mußten ihn an diesem Tage als den Besseren anerkennen, den Jüngsten von allen, gerade 21 Jahre alt ...

Es war das Jahr, in dem die damalige Sektion Gymnastik und Turnen der DDR in die internationale Turnföderation aufgenommen wurde. Nun stand einer Teilnahme an Welt- und Europameisterschaften und Olympischen Spielen nichts mehr im Wege. Mit doppeltem Eifer begannen daher alle, die Pflichtübungen für die Turnweltmeisterschaft 1958 in Moskau zu pauken. Jeder wollte dem Sextett angehören, das in der sowjetischen Hauptstadt die Farben der DDR zum ersten Mal bei Welttitelkämpfen der Turner vertreten sollte. Als es soweit war, fehlte einer der Besten: Günter Nachtigall. Beim Ländervergleich Jugoslawien – Ungarn – DDR im Mai 1958 in Berlin zog er sich einen Bänderriß am Knie zu und mußte

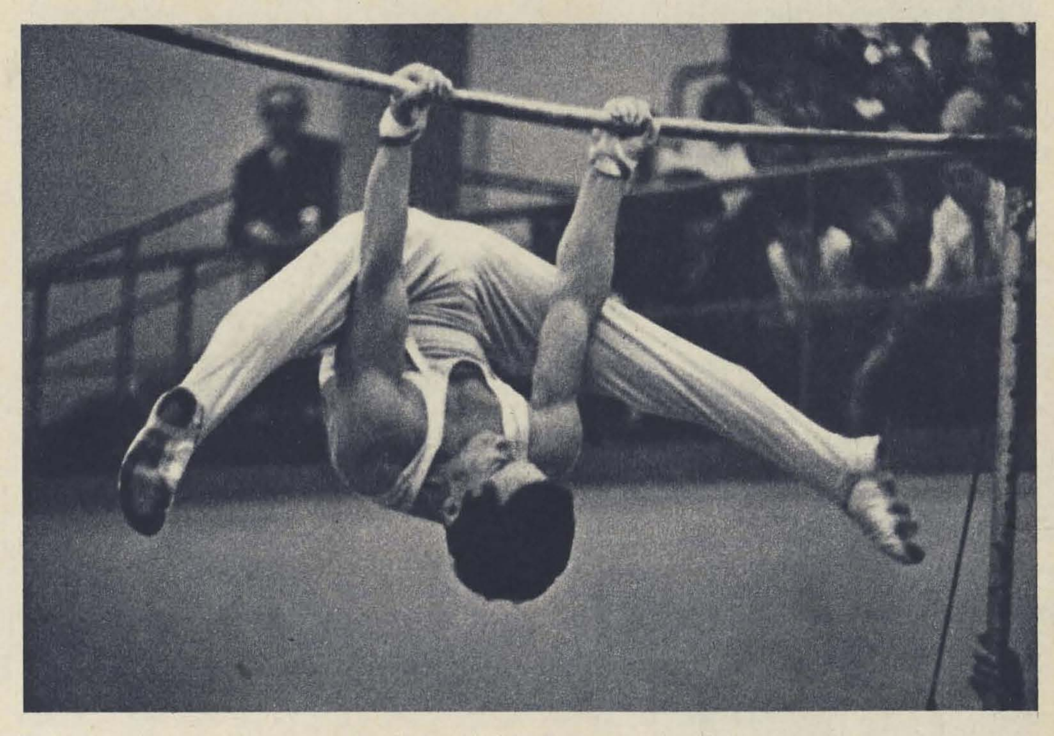
operiert werden. Er erlebte die Weltmeisterschaft als Zuschauer mit dem Beln in Gips. Der Turnverband hatte ihm einen Platz im Flugzeug nach Moskau reservieren lassen ...

So sehr sich das DDR-Team – darunter mit Gipser, Stark und Drescher drei Mann vom ASK – im Moskauer Lushniki-Sportpalast auch an den Geräten mühte – mehr als ein 7. Platz im Mannschaftsklassement sprang nicht heraus. Man hatte recht und schlecht mitgespielt im Konzert der Großen, aber von den Leistungen der sowjetischen und japanischen Turnkünstler trennte die übrigen Nationen eine ganze Welt.

Um so überraschender kam Wolfgang Gipsers Triumph bei den Turnwettkämpfen der Armeespartakiade 1958 in Leipzig. Mit einem bombensicher gestandenen Handstandüberschlag holte er sich in der Leipziger Messehalle die Goldmedaille im Pferdsprung vor dem sowjetischen Weltklasseturner Lipatow, der ebenso wie Pawel Stolbow in Moskau den Mannschaftsweltmeistertitel für die Sowjetunion mit erkämpft hatte. Was half's, daß Stolbow am Reck über sich hinauswuchs und sich mit seiner Kür eine volle „Zehn", die Höchstnote, erturnte – eine Goldmedaille blieb im Lande, bei einem Klub, in dem man wenige Jahre zuvor mit Rollen und Kippen begonnen hatte!

Sowjetische Trainer kamen und lehrten die DDR-Turner das wichtigste Prinzip modernen Turntrainings: konsequente Schulung der grundlegenden Bewegungsformen, die sich aus den biomechanischen Gesetzen ergeben. Eine auf wissenschaftlicher Basis erarbeitete Technik brachte System in das Tausenderlei turnerischer Figuren. Alexander Promotkin, Trainer an der Leningrader Militärakademie, ein wahrer König auf dem Gebiet der Technik-Analyse, besuchte den ASK 1960. Den Älteren halfen seine Ratschläge nicht mehr viel. Die Jungen aber, die sich heute an tollkühne Elemente heranwagen, profitierten indirekt heute noch von den Erkenntnissen der sowjetischen Freunde. Denn ihre Trainer, allen voran Rolf Bauch, wissen, „wo's lang geht" ...

Die erste Generation ist zurückgetreten. Die Pioniere des Turnens beim Armeesportklub geben heute selbst als Trainer ihre Erfahrungen an die Jüngeren weiter – Günter Nachtigall, Richard Karstädt und Werner Schenk in der neuen Turnhalle im Potsdamer Luftschiffhafen, Wolfgang Gipser in der Kinder- und Jugendsportschule Bad Blankenburg als Lehrer der 12- bis 14jährigen. Die jüngere Generation aber geht neue Wege. Ihr Ziel ist es, den Anschluß an die Weltspitze herzustellen. „Warum sollen wir uns das erst von den Japanern zeigen lassen", sagte man sich im Trainerkollektiv des ASK – und führte Gerhard Dietrich an die „doppelte Schraube" heran. Er hat



Die Staldergrätsche vorwärts demonstriert hier vorbildlich Unterleutnant Peter Weber.



Das ist das Weltniveau: Diamidow (Sowjetunion) springt einen Hecht mit ganzer Drehung.

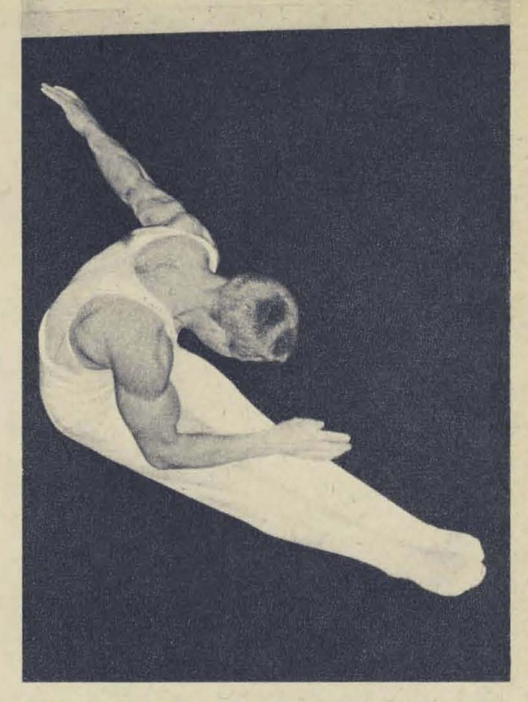
Talent für solche blitzschnellen Drehungen und beherrscht dieses Element am Reck und am Boden. Auch Werner Dölling experimentiert an einem neuen Reckabgang höchster Schwierigkeit: Hecht mit ganzer Drehung aus der Riesenfelge vorwärts. Dazu gehört Mut, sehr viel Mut. Aber wer den nicht hat, kann sich heutzutage nicht mehr mit turnerischem Lorbeer schmücken. Geben wir dem Trainer noch einmal das Wort:

„Natürlich wissen wir, daß ein schwieriges Element noch lange keine Übung, und eine gute Übung noch lange kein Zwölfkampf sind. Deshalb richten wir im Training auch sehr viel Augenmerk darauf, alte Fehler, Haltungsschwächen usw. zu beseitigen. Und wenn es an riskante Übungen geht, dann heißt es Vertrauen gegen Vertrauen! Die Trainer schwitzen bei der Hilfeleistung oder Sicherheitsstellung unterm Reck manchmal mehr als der Turner . . ."

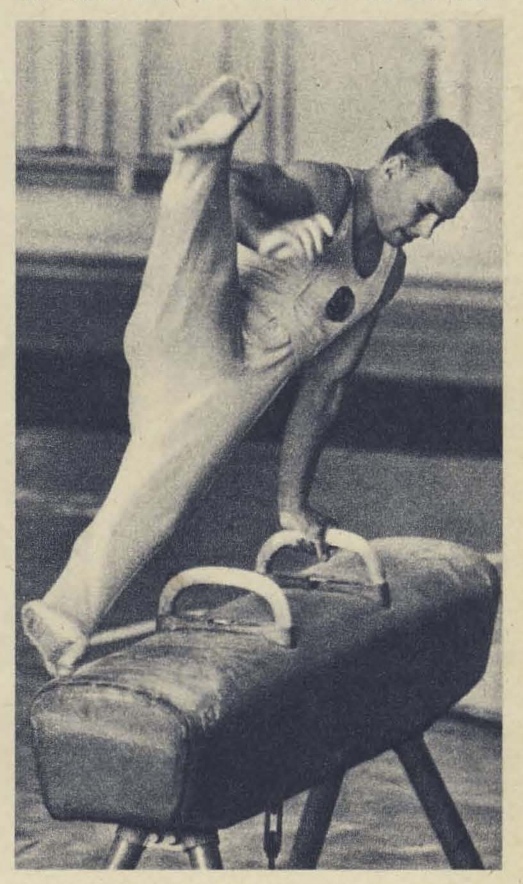
Bei der Vorbereitung auf die Weltmeisterschaft 1962 in Prag „erfand" der Japaner Yamashita einen neuartigen sensationellen Sprung übers Pferd, eine Art Hinterstütz-Bücksalto. Binnen zwei Jahren beherrschten diesen Sprung Dutzende von Turnern in aller Welt perfekt, gehörte er zum Standard. Deshalb zeigte Yamashita diesen Sprung 1964 in Tokio mit einer ganzen Schraube um die Längsachse – und wurde souveräner Olympiasieger an diesem Gerät. Er zeigte der Welt, was es heißt, ausgetretene Pfade zu verlassen. Er tat es in der richtigen Erkenntnis, daß man mit „ollen Kamellen" heutzutage keinen Blumentopf mehr gewinnt.

Wieder stehen Weltmeisterschaften vor der Tür. Im Herbst treffen die besten Turner in Dortmund aufeinander. Alle Kämpfe vorher dienen der Vorbereitung. Wir notierten dabei im Mai ein bemerkenswertes Resultat: Die DDR-Riege mit Fülle, Brehme, (DHfK Leipzig), Dietrich, Dölling, Weber, Beier (ASK Potsdam) verlor einen Länderkampf gegen die Sowjetunion um die denkbar geringe Differenz von fünf Hundertstel Punkten. Der Schüler brachte den Lehrmeister an den Rand einer Niederlage! Freilich hatte der sowjetische Turnverband in Schwerin nicht seine heißesten Eisen im Feuer, aber Juri Zapenko, der Olympiadritte von Tokio am Pferd, wurde nur Sechster, geschlagen von Fülle, Brehme und Dölling!

Die Erfolge geben den Trainern recht. Zur Weltmeisterschaft 1966 fahren die DDR-Turner nicht mehr als blutige Anfänger. Vielleicht wird der Korrespondent der „l'Equipe" in Dortmund sein, dem Dietrichs Knalleffekt seinerzeit fast die Sprache verschlug. Hoffen wir, daß es unseren Jungen dann gelingt, bei diesen Welttitelkämpfen einen ebenso guten Eindruck zu machen wie Benjamin Gerhard Dietrich mit seiner Reckkür in Bukarest. Dann hätte sich alle Mühe gelohnt.



Kraft und Körperbeherrschung fordert jedes Gerät vom Turner. Oberfeldwebel Beier am Seitpferd und am Barren.



Der Kanonentischler

Porträt eines Soldaten · Von Rolf-Peter Bernhard

1

„Den Brandt als K 1 einsetzen? Das kommt gar nicht in Frage." Der Batteriechef schüttelt energisch den Kopf. „Der Mann wird doch das indirekte Richten nie und nimmer begreifen."

„Genosse Oberleutnant, gestatten Sie einen Einwand", widerspricht Oberwachtmeister Jerratsch. „Ich baue auf den Kanonier Brandt. Als K 2 hat er sich bewährt. Was andere nicht in Tagen mitkriegten, hatte er in wenigen Stunden begriffen. Brandt wird auch ein guter Richtkanonier werden. Ich habe das so im Gefühl."

„Im Gefühl . . . Mit Gefühlen wird kein Gefechtsschießen erfüllt. Nein, Jerratsch, der Brandt kommt mir nicht ans RBF."

Der Zugführer gibt sich so rasch nicht geschlagen. „Genosse Oberleutnant, auch ich sollte einmal nicht Richtkanonier werden, weil es mit dem indirekten Richten haperte. Aber das fällt doch den meisten Genossen schwer. Nehmen wir nur den Hubig. Der ist Chemiker. Zahlen und Formeln hat der im Kopf. Aber selbst der hat sich's nicht aus dem Ärmel schütteln können."

„Das ist alles schön und gut, aber . . ."

Peter Jerratsch läßt den Blick nicht von seinem Vorgesetzten. Er kämpft um Ernst Brandt, er kämpft um sein eigenes Selbstvertrauen.

Oberleutnant Gloede spürt, daß der Zugführer nicht locker lassen will. Warum?

Der soldatische Aufstieg des Tierzüchters Peter Jerratsch war nichts als Kampf. Kanonier, Gefreiter, Stabsgefreiter, Unteroffizier, Unterwachtmeister, Wachtmeister . . . Nicht eine Sprosse hat er auslassen dürfen, bis er schließlich doch Zugführer wurde.

Kann sich der Batteriechef daran nicht mehr erinnern?

Der Batteriechef kann es.

Was doch hatte ihm sein Vorgänger geraten? Der Jerratsch eigne sich keineswegs als Zugführer, weil er ein miserabler Richtkanonier sei. Aber dann kam das Gefechtsschießen auf Seeziele. Mit dem Doppelglas hatte sich Oberleutnant Gloede hinter die Pak des Genossen Jerratsch gestellt. Dem Jungen hatten die Hände gezittert wie Espenlaub. Viermal tauchte das Ziel hinter der Klippe auf. Viermal feuerte Jerratsch – mittschiffs Volltreffer . . .

„Können Sie mir eine Garantie geben, Jerratsch?"

„Brandt ist willig und fleißig. Ich werde mit ihm außerhalb des Richtkanonierzirkels trainieren. Passen Sie auf, Genosse Oberleutnant, er wird eines Tages ein brauchbarer Richtkanonier sein."

„Auch im indirekten Richten?"

„Jawohl, auch im indirekten."

Zwei, drei Minuten lang kreisen die Gedanken im Kopf des Batteriechefs. Dann sagt er: „Kanonier Brandt ist K 1. Sie, Oberwachtmeister Jerratsch, bürgen mir für eine saubere Leistung beim Gefechtsschießen."

„Danke, Genosse Oberleutnant."

Die Antwort des Zugführers gleicht einem Stoßseufzer. Irgendwer reicht ihm Feuer für die Zigarette in den zitternden Händen.

2

„Da habe ich mir ja dem Batteriechef gegenüber ganz schön etwas aufgeladen! Warum nur kapiert ausgerechnet der Brandt nicht, rasch und präzise mit dem Richtaufsatz umzugehen? Aus jedem groben Kiefernklotz hobelt der gelernte Modelltischler einen Sechskant, als wäre das ein Kinderspiel. Die Kanone lernte er als K 2 im Handumdrehen fahren. Aber am Richtaufsatz scheint er wie verhext zu sein."

Oberwachtmeister Jerratsch schwitzt. Dreißig Sekunden, das ist eine der Normzeiten. Brandt schafft kaum fünfzig Sekunden. So war es bei der Überprüfung der neuen Richtkanoniere, so ist es jetzt beim Training. Alle anderen neuen K 1 sind weitaus besser.

Der Zugführer vermag den Funken, den er bei Brandt zu sehen geglaubt hatte, nicht zu entfachen. Vierzehn Tage lang hocken sie beide Abend für Abend zusammen. Sie montierten einen Richtaufsatz auf ein Dreibein, womit sie trainieren. Das Lernen wird schier zum Pauken. Ernst Brandt ist nahe daran zu verzagen, weil er ewig nicht auf die Norm kommt. Aber Jerratsch macht ihm immer wieder Mut:

„Als ich zum erstenmal schoß, traf ich von vier Zielen nur eins. Und das im direkten Richten . . ."

Der Geschützführer, ja, die gesamte Bedienung glauben fest daran, daß er es schafft.

Ernst Brandt gibt nicht auf. Schon im Beruf war er bestrebt, stets das beste aus sich herauszuholen. Und wenn er nun schon Richtkanonier werden soll und muß, dann will er auch ein ganzer Richtkanonier sein. Halbe Arbeit war ihm schon immer zuwider.

Das erste Gefechtsschießen. Brandt klopft das Herz bis zum Halse. Lampenfieber. „Bleib' ruhig", hört er Jerratsch sagen, „ganz ruhig".

Der erste Schuß bricht, der zweite, der dritte. Treffer! Die Aufgabe ist erfüllt. Note „Gut". Brandt atmet auf. Jerratsch fällt ein Stein vom Herzen. ▶

3

„Wahrscheinlich hätte ich einen unverzeihlichen Fehler gemacht", gesteht Oberleutnant Gloede ein, „wenn Oberwachtmeister Jerratsch nicht gewesen wäre, wenn er mir nicht offen seine Meinung gesagt hätte.
Ernst Brandt als K 1, das war ein Risiko. Aber es war ein gesundes. Solch ein Risiko muß man eingehen. Auch als Kommandeur. Mein Entschluß war voreilig, vielleicht sogar voreingenommen. Er hätte uns um einen vorbildlichen Artilleristen bringen können."
Irren kann sich jeder Mensch. Auch ein Kommandeur. Wichtig nur ist, daß er seinen Irrtum anerkennt oder zumindest sich selbst gegenüber eingesteht.
„Dreimal konnte Gefreiter Brandt das Bestenabzeichen erlangen. Dreimal habe ich ihn ehrlichen Herzens für diese Auszeichnung vorschlagen können. Tatsächlich ist er unser bester Genosse. Er ist ein ausgezeichneter Richtkanonier, ein hervorragender Soldat.
Aber die Genossen, die mit ihm auf einer Stube leben, wissen gewiß mehr über ihn als ich. Es wäre ratsam, sie zu befragen ..."
Ausgezeichneter Richtkanonier? Hervorragender Soldat? Bester Genosse? Weder dem Zugführer noch dem Batteriechef soll etwas unterstellt werden. Aber warum rücken sie ausgerechnet diesen Gefreiten so sehr ins Licht? Ist er etwa ihr „Paradepferd", ihr „Schaustück" für Inspektionsoffizier und Zeitungsmann?



Hauptwachmeister Hans-Joachim Krause, ein breitschultriger Mann, dessen Koppel Sonderlänge haben müßte, tut entsetzt.

„Den Gefreiten Brandt soll ich einschätzen? Also, ich habe schon etliche NVA-Jährchen auf dem Buckel, aber solch einen Soldaten habe ich selten kennengelernt. Seine Beurteilung zu schreiben, machte einfach Spaß. Eine Belobigung nach der anderen, eine ganze Seite voll.

Brandt war Stubenältester. Wann auch immer ich in der Stube der Richtkanoniere kontrollierte, immer war dort aber auch alles tipptopp. Ehrlich gesagt, solch ein Soldat ist eine reine Freude."

Der „Spieß" trommelt mit den Fingerspitzen einen Wirbel auf die Schreibtischplatte. „Über Brandt gäbe es viel zu sagen, gegen Brandt nichts. Der Mann hatte in den achtzehn Monaten seiner Dienstzeit nicht eine Bestrafung. Wir haben seinem Betrieb einen Brief geschrieben. Es wäre gut, würden ihm seine Kollegen nicht nur ein Dankeschön sagen. Manchmal wird ja selbst das noch vergessen . . ."

Dies sagt die gestrenge „Mutter" der Batterie. Und der Hauptwachtmeister hat genügend Gründe dafür. Er hat Brandt beobachtet, kennt ihn. Brandt ist ein grundehrlicher Mensch. Schon in der Beurteilung seines Betriebes wurde gesagt, daß er stets bescheiden, gewissenhaft und strebsam ist. Und genau so gibt er sich hier in der Batterie. ▶



5

In der Stube der Kanoniere des dritten Zuges hängt an der Wand das Wettbewerbsprogramm, durch das sich die Jerratsch-Männer den Bestentitel des Verbandes erkämpften. Die Ziele sind hoch. Selbst für das Gefechtsschießen mit Handfeuerwaffen verlangten die Genossen von sich ein „Gut“.

„Die Genossen haben gekämpft wie die Löwen“, anerkennt Oberwachtmeister Jerratsch. „Manch einer war sauer, weil wir beinahe an jedem Abend trainierten. Aber dann ... Mit unseren Schießergebnissen könnten wir es mit jedem Mot.-Schützenzug aufnehmen. Jeder schoß eine glatte Eins.“

Als Beweis für die Kämpferherzen seiner „Löwen“ hat der Oberwachtmeister gleich ein Beispiel zur Hand. Es handelt sich wiederum um den Genossen Brandt.

„Vor einem 5000-Meter-Lauf kam er beispielsweise zu mir. ‚Genosse Oberwachtmeister, erwarten Sie von mir nicht, daß ich an der Spitze laufe. Die Genossen X und Y schaffen bestimmt die Norm nicht. Ich werde sie abschleppen ...‘ Ich weiß, das hört sich unwahrscheinlich an, oder übertrieben. Tatsächlich aber hängte er sich die beiden Genossen ans Koppel, spornte sie an, brachte sie zur rechten über den Zielstrich.

Für ihn waren Normzeiten beim Sport kein Problem, auch nicht die Bedingungen für das goldene Sportabzeichen. Draußen auf dem Flur hängt seine Urkunde als bester Sportler. Eine Zigarette gab es für ihn nicht. Ganz selten trank er in Gesellschaft eine, höchstens zwei Flaschen Bier. Als ich ihn einmal zu mir nach Hause eingeladen hatte, machten wir eine kleine Flasche Wodka leer“, erinnert sich der Zugführer und schmunzelt. „Soviel Schnaps, glaube ich, hatte Ernst wohl selbst auf seiner Hochzeit nicht getrunken.“

6

„Seit wir im Herbst 1964 einberufen wurden, kenne ich Ernst“, sagt Gefreiter Bielau.

„Seit wir Richtkanoniere sind, leben wir mit ihm auf einer Stube“, ergänzt Gefreiter Hubig. „Mit ihm sind wir immer gut ausgekommen, ja, wohl alle Genossen der 85iger Batterie. Manch einer sogar zu gut. Wer es darauf anlegte, konnte Ernst mit Leichtigkeit ausnutzen. Manchmal war er viel zu sehr hilfsbereit. Als im Herbst die Neuen kamen, hat er oft für sie die Stube noch einmal gebohnert, weil er nicht wollte, daß einer von ihnen beim ‚Spieß‘ aneckte.“

„Das haben wir uns aber nicht lange mit angesehen“, fährt Peter Hubig fort. „Ernst machte auch so schon genug nach Feierabend. Seine Kanone konnte zu jeder Stunde inspiziert werden. Daß sie einmal dreckbespritzt im Park gestanden hätte, hat wohl nie einer gesehen. Ernst ging einfach nicht eher ins Bett, bevor nicht alles in bester Ordnung war. Manchmal konnte er uns mit seinem Ordnungsfimmel richtig auf den Wekker fallen.“

„Ernst ist von Hause aus Tischler, irgendwo in einem kleinen Nest bei Halle. Er durfte sich sein Handwerkszeug mitbringen und sich im Keller eine kleine Werkstatt einrichten. Stühle flickte er wieder zusammen, Tische und Spinde. Blumenborde baute er und Bilderrahmen ...“

„... ja, sogar Schlitten!“

„Und was für welche! Solche gibt es nirgends zu kaufen.“

„Das Holz suchte er sich im Wald nahe unserem Schießplatz. Zu Weihnachten hatte er vier Stück gebaut. Zwei für seine Kinder, die anderen verschenkte er“, erinnert sich Peter Hubig.

Das also sagen seine Stubenkameraden. Sie wissen soviel Gutes über ihn, daß es aufgeschrieben gar leicht unwahrscheinlich erscheinen könnte. Wir kennen eben nicht Brandt.

7

Ernst Brandt war es jedesmal peinlich, wenn er vom Batteriechef belobigt wurde und vor die Front treten mußte. Der Zugführer sprach einmal mit ihm darüber.

Er habe doch lediglich seine Soldatenpflicht getan, meinte er.

Als ob es nicht darauf ankäme, *wie* jeder „lediglich seine Pflicht tut“.

„Mich hat er sehr unterstützt. Er spornte durch sein Beispiel alle Genossen des Zuges an. Er half ihnen, wo er nur irgend konnte. Es ist jammerschade“, klagt Oberwachtmeister Jerratsch, „daß es uns nicht gelang, ihn als Soldat auf Zeit bei uns zu behalten. Er wäre ein Unteroffizier geworden, wie er im Buche steht. In allen Dingen.

Ich jedenfalls werde mich immer an Ernst Brandt erinnern, an mein Sorgenkind im indirekten Richten, an meinen Richtkanonier, über dessen Treffsicherheit selbst unser Batteriechef Luftsprünge machte.“

Vier Urkunden hinter blankgewienertem Glas: „Beste Bedienung des Truppenteils“, „Beste Bedienung des Truppenteils“, „Bester Zug des Truppenteils“, „Bester Zug des Verbandes“. Und an allen diesen Erfolgen hat Ernst Brandt einen großen Anteil.

Oberwachtmeister Peter Jerratsch ist stolz auf den fünfundzwanzigjährigen parteilosen Soldaten.

■

Der Reporter will seinen Lesern eine Erklärung nicht schuldig bleiben. Warum ließ er Ernst Brandt nicht selbst zu Wort kommen?

Von ihm hätte er über ihn wenig oder gar nichts erfahren, vor allem, wenn er gewußt hätte, daß seine Leistungen in aller Öffentlichkeit gewürdigt werden sollen.

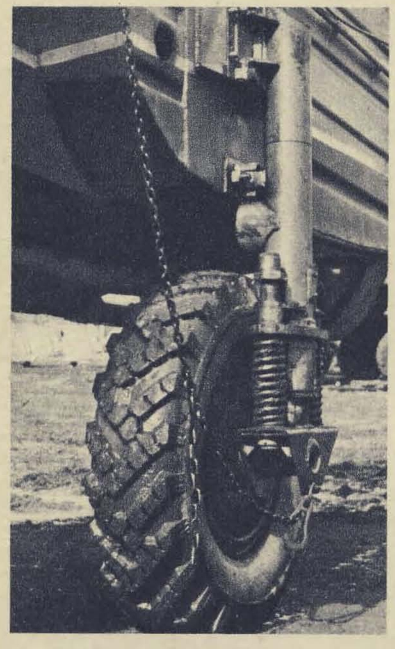
Wenn diese Zeilen auf den Schreibtisch des Redakteurs gelangen, bindet sich Ernst Brandt wieder die Tischlerschürze um. So ehrlich und unermüdlich, wie er seiner Soldatenpflicht genügte, geht er wieder seiner Berufspflicht nach.

Wird er wieder Modelle tischlern? Bekommt vielleicht sogar ein Möbelstück, das er formen hilft, Messe-Gold? Ich hätte mir den Namen seines Betriebes notieren sollen ...

Alles Gute, Genosse Unteroffizier der Reserve Ernst Brandt. Die Angehörigen des Truppenteils Schönke sind stolz auf dich und wollen es bleiben.

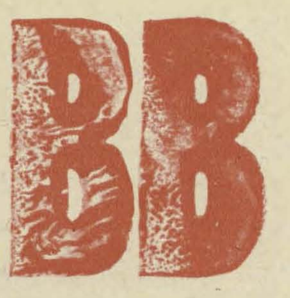


Als Zugmittel für Bugsierboote werden geländegängige LKW – hier der „Ural 375-D" benutzt.



Die „Beine" des Bugsierbootes sind stark gefedert, so daß auch schwere Böden und schwierige Geländeabschnitte befahren werden können.

Interview mit einem BB



Die Neugier hatte uns an den Fluß getrieben. Dort tummelten sich graue Boote auf den Wellen, flogen Kommandos wie bei der Marine hin und her. Es gelang uns, eine der „Hauptpersonen" des Geschehens für Minuten festzuhalten. Zwischen Vorbereitung und Einsatz konnten wir ein kurzes Interview erhalten:

AR: „Könnten wir für unsere Leser erfahren, was es mit Ihrem Hiersein auf sich hat und welche Aufgaben Ihnen zugedacht sind?"

BB: (mit etwas rasselnder Stimme) „Sie befinden sich an einer Brückenübersetzstelle, die von den Pionieren eingerichtet wurde, um Truppen mit ihrer gesamten Kampftechnik überzusetzen. Ohne mich und die Meinen wäre das schwierig, denn



Im Wasser sind die Räder nach vorn in die Ausnehmung geklappt. Die Geschwindigkeit beträgt gute 20 km/h.

wir bugsieren die Fähren – die aus den Teilen des Pontonparks hergestellt sind – und sichern unterstrom die fertige Brücke. Daher auch unsere Bezeichnung BB (bitte keine falschen Schlußfolgerungen), d. h. Bugsierboot. Wir sind Angehörige der Gruppe der Spezialfahrzeuge für das Übersetzen und den Brückenbau."

AR: „Seit wann stehen Sie im Truppendienst?"

BB: „Wir als Bugsierboote sowjetischer Konstruktion (Typenbezeichnung BMK 130) sind die jüngsten Glieder unserer Ahnenreihe. Hervorgebracht hat uns die militärtechnische Entwicklung des vergangenen Krieges. Verstehen Sie, je schwerer die technischen Kampfmittel und Geräte wurden, um so schwerere Pontonparks waren notwendig. Die Fähren mit hoher Tragfähigkeit – z. B. 70-t-Brückenfähren – konnten nicht mehr durch die Muskelkraft der Pioniere, durch Rudern und Staken, bewegt werden. Die Motorkraft tat not. So wurden wir Bugsierboote entwickelt."

AR: „Sehr interessant. Und welche Eigenschaften zeichnen Sie besonders aus?"

BB: Ich will uns nicht besser machen als wir sind, aber einiges haben wir schon auf dem Kasten: Denken Sie sich eine Stromgeschwindigkeit von etwa 3 m/sec, dann eine darin liegende schwere und über 100 m lange Pontonbrücke, über die SPW, Panzer, vollbeladene Kfz. rollen. Die Strömung drückt – aber wir sind doch stärker. Da gehört Kraft dazu, so an die 120 PS. Unser Bootsköper ist mit Leichtmetallplatten beplankt,



in einzelne Schotts unterteilt, die wasserdicht sind. Sie wissen, Sicherheit. Unsere Hauptaufgabe besteht im Schleppen und Drücken von Fähren. Schleppen wir, dann hängt die Fähre am Seil und muß von ihrer Besatzung gesteuert werden. Beim Drücken ist über die Druckvorrichtung eine starre Verbindung geschaffen, und die Fähre wird vom Boot gesteuert."

AR: „Ja, und . . ."

BB: „Moment, das ist noch nicht alles. Wenn wir auch keine Ähnlichkeit mit einem Sturmboot haben, so sind wir doch in der Lage, wenn es sein

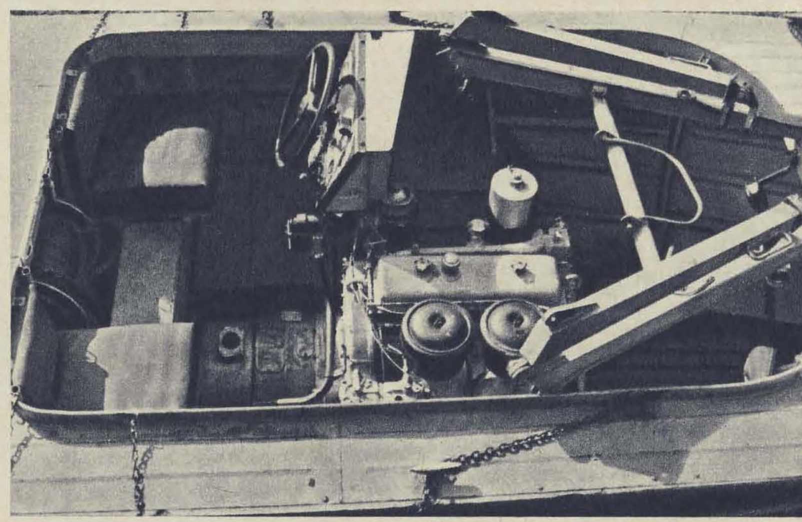
Uber die Druckvorrichtung wird das Boot fest mit der Fähre bzw. Brücke verbunden.

◀



▶

Bevor das Boot zu Wasser gelassen wird, befestigen die Pioniere die Druckvorrichtung. Dann schiebt es das Zugmittel in sein nasses Element.



▶

Blick in den Motorraum des Bootes. Vorn ist die Gabel der Druckvorrichtung zu erkennen, dahinter der Motor (Diesel) und ein Teil des Schraubentunnels. An der Rückseite sehen wir die Seiltrommel des Schleppseils.



muß, beim Forcieren von Flüssen, unseren Mann zu stehen. Da bringen wir die Truppen mit Caracho auf das jenseitige Ufer."

AR: „Verzeihen Sie den vielleicht unschicklichen Ausdruck, aber an Land erscheinen Sie uns etwas hochbeinig."

BB: Nur nicht zimperlich sein, ich nehme nichts krumm. Was diese Hochbeinigkeit betrifft, so ist das recht gut. Damit ist das Zuwasserbringen einfacher und es entfällt ein extra Transportwagen. Auch sind wir damit gewissermaßen geländegängig. Unebenheiten, Steine u. a. Gegenstände auf unserem Wege übersteigen wir einfach. Auch können Kiel, Schraube und Ruder nicht so leicht beschädigt werden, weil sie hoch über der Fahrbahn liegen."

AR: „Was gibt es noch Interessantes zu sagen?"

BB: „Ja, kommandiert werden wir seemännisch, wie es Booten zusteht. So, jetzt muß ich aber mit ‚großer Fahrt vorwärts' ran an die Brücke. Schauen Sie mal nach Steuerbord, dort in der Lücke ist mein Platz."

Noch ehe wir uns überlegten, ob wir gute Fahrt und steifen Wind wünschen sollten, war unser BB fort. Um nicht unhöflich zu sein, riefen wir „Boot ahoi!" **K. E.**

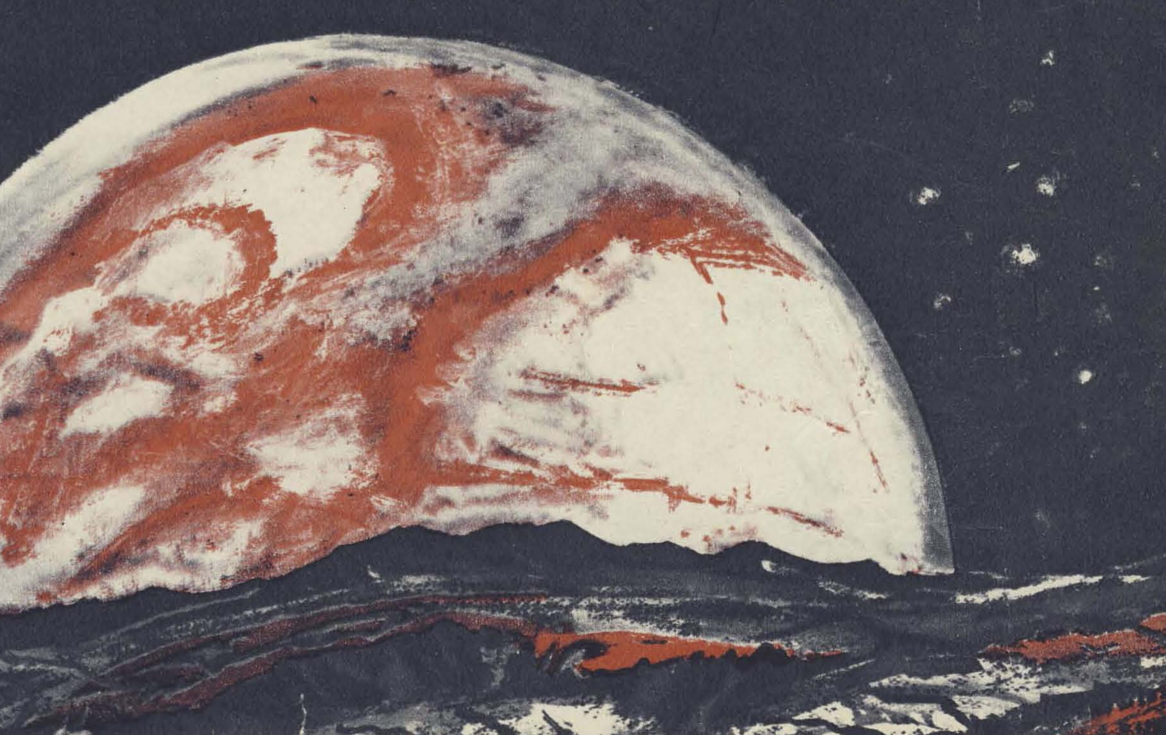
Raumflugziele jenseits des Mondes

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Bisher und gegenwärtig spielt sich die überwiegende Mehrzahl der Raumflugexperimente im Bereich des erdnahen kosmischen Raumes ab, mit einer allerdings steigenden und damit unübersehbar werdenden Tendenz, systematisch das große Abenteuer des ersten Menschenfluges zum Mond vorzubereiten. Darüber hinaus weist jedoch die Statistik der vergangenen Raumflugunternehmen schon eine ganze Reihe von Vorstößen zu den unmittelbaren Nachbarplaneten der Erde, dem strahlendhellen Morgen- und Abendstern Venus sowie dem rötlich leuchtenden Mars auf. Zwangsläufig ließen dabei die noch immer recht beschränkten raumflugtechnischen Möglichkeiten nur den Einsatz relativ sparsam ausgerüsteter Raum- und Planetensonden zu, deren Meßwert- und Bildinformationen funktechnisch zur Erde übertragen wurden. Dennoch bilden diese Bemühungen keinen unwesentlichen Teil im Programm der Raumfahrtforschung. Es entspricht dem großen klassischen Ziel der Raumfahrt, dem Menschen nicht nur den kosmischen Raum an sich, sondern vor allem andere Weltkörper direkt zugänglich zu machen. Die Meßwerte aus dem Nahbereich anderer Planeten und eventuelle Bildinformationen über ihre Oberflächenbeschaffenheit liefern entscheidende Beiträge für die reine Weltraumforschung (Planeten-Astronomie, Planeten-Physik, Kosmologie), die weit über die mit den Methoden der klassischen astronomischen Forschung zu erreichenden Erkenntnisse hinausgehen. Die Vorauserkundung durch unbemannte Raum- und Planetensonden erbringt aber das unbedingt erforderliche Informationsgerüst für die Vorbereitung der allerdings noch in fernerer Zukunft liegenden Planetenflüge mit bemannten Raumfahrzeugen. Ohne genaue Kenntnis der auf einem anderen Planeten anzutreffenden physikalischen und sonstigen Bedingungen wird man Menschen genau so wenig dorthin fliegen lassen können, wie beispielsweise zum Mond. Außerdem bilden die mit unbemannten Planetensonden gesammelten technischen Erfahrungen eine wichtige Grundlage für die gesamte weitere Entwicklung der Planetenflugprojekte.

Ohne auf die allgemeinen bahnmechanischen und raumflugtechnischen Probleme von Planetenflügen und die Ergebnisse der Experimente mit Planetensonden einzugehen, sollen zunächst die kurzgefaßten „Porträts" der beiden Planeten Venus und Mars gegeben werden, wie sie bislang von der klassischen astronomischen Forschung gezeichnet wurden. Venus und Mars stehen einfach deswegen im Vordergrund des Interesses der Planetenflugprojekte, weil sie als unmittelbare Nachbarplaneten der Erde einerseits die nach dem Mond am leichtesten zu erreichenden Weltkörper sind und andererseits besonders interessante Aspekte bezüglich ihrer Beschaffenheit im Vergleich zur Entwicklungsgeschichte der Erde bieten.

Die VENUS läuft auf einer schwach elliptischen,



noch innerhalb der Erdbahn liegenden Bahm um die Sonne. Ihre mittlere Entfernung vom Zentralgestirn des Planetensystems beträgt rund 108 Mill. Kilometer (Erde: rund 150 Mill. Kilometer). Sie benötigt zu einem Umlauf etwa 224,7 Tage (Erde: 365,25 Tage). Die wechselnde Position zur Sonne und Erde läßt uns den Planeten als „Morgen"- und „Abendstern" sichtbar werden. Auf Grund ihrer größeren Sonnennähe beträgt die Bahngeschwindigkeit der Venus 35 km/s, während die Erde mit etwa 30 km/s um die Sonne eilt. In bezug auf ihre physischen Daten sind sich Venus und Erde so ähnlich, wie sonst keine anderen Planeten des Sonnensystems. So hat die Venus einen Durchmesser von rund 12 600 km (Erde: 12 756 km) und enthält auch fast die gleiche stoffliche Masse wie die Erde. Daher beträgt die Schwerewirkung an der Venusoberfläche ungefähr 86% des irdischen Wertes, so daß sich die in astronautischer Hinsicht interessante Nullkreisbahn-Geschwindigkeit auf rund 7,3 km/s beläuft (Erde: 7,9 km/s) und die zugehörige Fluchtgeschwindigkeit auf 10,33 km/s (Erde: 11,2 km/s).

Zwei Gründe bestimmen das besondere Interesse der Wissenschaft an diesem Planeten. Einmal die erdähnlichen physischen Daten und der günstige Platz im Strahlungsfeld der Sonne, die ursprünglich vielfach Anlaß zu Spekulationen über eine eventuelle Lebensentwicklung auf der Venusoberfläche gaben. Die Feststellung, daß die Venus ebenfalls eine ausgeprägte Atmosphäre besitzt, beeinflußte diese Ansichten mit wechselnden Aspekten. Zum anderen ist es aber gerade diese Atmosphäre, die den Planeten mit einem wörtlich zu nehmenden Schleier des Geheimnisses umgibt. Die Venusatmosphäre ist so stark mit undurchdringlichen Wolken angereichert, daß bisher noch nie die Beobachtung ihrer eigentlichen Oberfläche gelang. Über die Beschaffenheit dieser Atmosphäre (Dichte, Temperatur, Zusammensetzung) besteht noch weitestgehend Unklarheit. Spektralanalytische Untersuchungen ließen zwar auf einen hohen Anteil von Kohlendioxyd (CO_2) schließen, in welcher Menge aber Sauerstoff und Wasserdampf an ihrem Aufbau, vor allem in Bodennähe, beteiligt sind, konnte noch nicht ausreichend geklärt werden. Auch die durch radioastronomische Methoden erhaltenen Temperaturwerte von rund 200 bis 500 °C geben in diesem Zusammenhang noch große Rätsel auf.

Das Bild des Planeten MARS ist kaum weniger interessant als das der Venus. Mit rund 228 Mill. Kilometer mittlerem Sonnenabstand ist er der erste der sogenannten „äußeren" Planeten. Seine Umlaufzeit beträgt 1,88 Erdenjahre und führt zu einer mittleren Bahngeschwindigkeit des Planeten von 24,14 km/s. Der Mars ist wesentlich kleiner als die Erde, sein Durchmesser beträgt rund 6800 km. Da seine Masse auch nur etwa ein Zehntel der Erdmasse ausmacht, ergeben sich die in astronautischer Hinsicht erfreulichen Werte für Nullkreisbahn- und Fluchtgeschwindigkeit zu 3,6 und 5,0 km/s. Der Energieaufwand für einen Rückflug ab Marsoberfläche wird daher so niedrig, wie bei keinem anderen für Landungsanflüge geeigneten Zielplaneten des Sonnensystems.
Der Mars besitzt ebenfalls eine Atmosphäre, allerdings ist sie dünner als die der Erde. Über ihre Zusammensetzung ergaben die astronomischen Untersuchungen, daß freier Sauerstoff offenbar nur in geringen Mengen vorhanden ist, während der Gehalt an Kohlendioxyd etwa doppelt so groß zu sein scheint wie in unserer Erdatmosphäre. Daneben ließen sich auch geringe Mengen Wasserdampf aus dem Spektrum des Mars nachweisen. Da die Marsatmosphäre nur selten von Wolken getrübt ist, konnte man auch Messungen seiner Oberflächentemperatur vornehmen. Auf Grund des größeren Sonnenabstandes und der geringen Atmosphärendichte herrschen auf der Marsoberfläche sehr harte Temperaturverhältnisse. So liegt beispielsweise die mittlere Jahrestemperatur mit – 15 °C um 19 Grad niedriger als auf der Erde. Nur im Bereich des Äquators steigt die Temperatur bei Sonnenhöchststand auf etwa 20 bis 26 °C an.
Über die Beschaffenheit der Marsoberfläche glaubte man nach jahrzehntelangen mühevollen Fernrohrbeobachtungen doch ein einigermaßen zutreffendes Bild liefern zu können. So sprach man die etwa zwei Drittel der Marsoberfläche einnehmenden charakteristischen rötlich-gelben Flächen als hochgelegene Wüstengebiete an. Das restliche Drittel dunkel getönter und mit der jeweiligen Mars-Jahreszeit in der Färbung wechselnder Gebiete sollte auf tiefer gelegene Ebenen hinweisen. Mit diesen Dunkelgebieten wurden dann auch immer wieder Hypothesen in Zusammenhang gebracht, die für die Existenz einer den harten Bedingungen auf dem Mars angepaßten niederen Vegetation oder analoger Lebensformen eintraten. Diese Fragestellungen blieben jedoch bis in die Gegenwart hinein ebenso stark umstritten wie das Problem, welche Ursachen den Erscheinungen der sogenannten „Marskanäle" zugrunde gelegt werden könnten. Hierbei zeigten sich immer deutlicher die Grenzen der klassischen Forschungsmethoden (Fernrohrbeobachtungen usw.), so daß schließlich nur noch vom Einsatz raumflugtechnischer Mittel ein entscheidender Fortschritt erwartet werden kann.

Zeichnung: Hans Räde





Europas größte Wärme-kraftwerke

auf Braunkohlenbasis

suchen

MR-Mechaniker
Elektriker
Schlosser
Isolierklempner
Reparaturpersonal
Werkbahnpersonal
Transportarbeiter
Ungelernte Arbeitskräfte

zur Qualifizierung
in unserer Betriebsakademie
(Bedingung: Abschluß 8. Klasse)

Betriebsangehörigen, die nicht aus dem Einzugsgebiet kommen, werden nach zweijähriger Wartezeit Neubauwohnungen mit Fernheizung zur Verfügung gestellt. Solche Arbeitskräfte erhalten bis zu diesem Zeitpunkt täglich ein Trennungsgeld bis zu 7,– MDN. Die Umzugskosten trägt der Betrieb.

Bewerbungen sind zu richten an

VEB KRAFTWERK VETSCHAU
Kaderabteilung · 7544 Vetschau

VEB KRAFTWERKE LÜBBENAU
Zentraler Reparaturbetrieb · 7543 Lübbenau

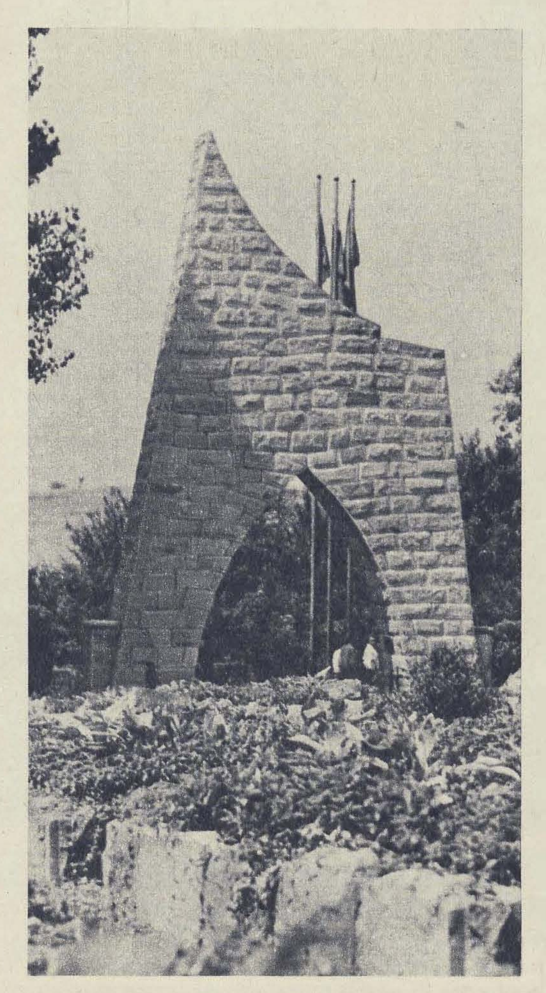


IKA ELECTRICA

Entscheidender Augenblick eines erbitterten Kampfes: Mit seinen Ketten griff der T 34 den Feind an – und siegte.



Sowjetische und tschechoslowakische Soldaten, die in den Karpaten den Heldentod fanden, ruhen u. a. auf dem Militärfriedhof des polnischen Städtchens Dukla.



Dr. Josef Fukatsch

Museum auf dem Schlachtfeld



Dichter, dunkler Wald an hohen Gebirgskämmen, Berge soweit man sehen kann – so bietet sich dem Auge des Beschauers das östliche Ende der Grenzlinie zwischen Polen und der Slowakei dar.

Tausende Touristen – aus der ČSSR, aus Polen und aus der benachbarten Sowjetunion – besuchen diese Gegend. Nicht nur der malerischen Schönheit dieser ostslowakischen Ecke zuliebe, sondern auch ihrer historischen Vergangenheit wegen. Hier, zu beiden Seiten der Karpaten, tobte von September bis November 1944 die Dukla-Schlacht, in deren Verlauf das an der Seite der Roten Armee kämpfende 1. Tschechoslowakische Armeekorps erstmalig seit der Besetzung der damaligen ČSR durch die Faschisten tschechoslowakischen Boden betrat.

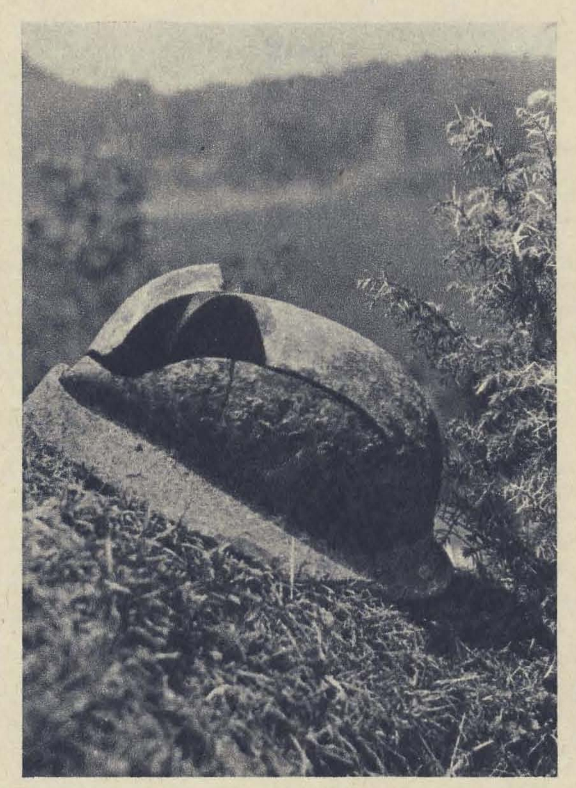
Der Wanderer, der hierher seinen Weg nimmt, sieht Feuerstellungen, Gefechtsstände, Schützengräben. Soldaten von heute errichten den tapferen Kämpfern von gestern ein großartiges Denkmal unter freiem Himmel. Es ist das größte tschechoslowakische Museum in der Natur.

Vor einigen Jahren wurden zunächst einige Waffen aufgestellt. Später wurde das Grabensystem erneuert, das vor einem halben Jahrhundert, im ersten Weltkrieg, von russischen Soldaten der Brussilow-Armee aufgebaut worden war und im zweiten Weltkrieg den tschechoslowakischen Kämpfern Schutz bot. Dann sind Stellungen und Deckungen des 1. Tschechoslowakischen Armeekorps dazugekommen, unter anderem Gefechtsstände des Korpskommandeurs, General Svoboda, und seines Stabes.

Sechzig Tage lang hatte damals die Schlacht getobt, sechzig heiße Tage, in denen etwa zehn Kilometer Territorium erobert worden waren. Je Tag etwa einhundertachtzig Meter im Durchschnitt! Sechstausendsiebenhundert Gefallene, Verwundete und Vermißte verlor das Korps am Dukla-Paß. Dazu kamen noch die Verluste der sowjetischen Waffenbrüder. Gemeinsam zerschlugen sie jedoch acht faschistische Divisionen. Am 6. Oktober 1944 um 8 Uhr überschritt das 2. Bataillon der 1. Brigade des 1. Tschechoslowakischen Armeekorps den Dukla-Paß, die Staatsgrenze zur ČSR ...

Heute thront auf dem Gelände des ehemaligen Schlachtfeldes auf steinernem Sokkel der „Sturmovik“ Il-2, ein Schlachtflugzeug, dessen Kanonen und Raketen die so-

▲
Der „Sturmovik", wie ihre Freunde, oder der „Schwarze Tod", wie die Faschisten die Il-2 nannten.



Ein verwaister, zertrümmerter deutscher Stahlhelm – Sinnbild der faschistischen Niederlage.
◀

Generaloberst Vladimir Janko, stellvertretender Verteidigungsminister der ČSSR und ehemaliger Kommandeur einer Panzerbrigade im 1. Tschechoslowakischen Armeekorps, spielt gelegentlich gerne den „Fremdenführer" durch das militärhistorische Museum am Dukla-Paß. ▶

wjetischen und tschechoslowakischen Soldaten aus der Luft unterstützten.

Auf einem anderen Sockel ruht jener legendäre T 34, der in der erbitterten Panzerschlacht bei Svidnik mit seinen Ketten einen feindlichen Panzer buchstäblich in die Erde stampfte.

Dazu kommen Fla-MGs, die damals von einer tschechoslowakischen Frauenkompanie bedient worden waren, eine 152-mm-Haubitze, ein 120-mm-Granatwerfer usw. Alles mit dem gleichen Anstrich und mit der gleichen Beschriftung wie während der Schlacht.

Eine Viertelmillion Touristen kam im Vorjahr. Auf plastischen Landkarten und auf Tafeln fanden die Besucher die Beschreibung dessen, was sich bei Dukla abgespielt hatte. Es wird damit gerechnet, daß das militärhistorische Museum in der wunderschönen Karpatenlandschaft künftig immer mehr Besucher anlockt. Für sie stehen nicht nur neue Hotels in Prešov, Svidnik und Bardejov zur Verfügung, sondern auch Zeltplätze und romantische Hüttensiedlungen, die an die Hohe Tatra erinnern.

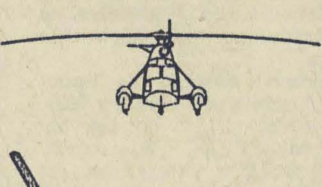
Es wird also für die Touristen gesorgt – doch die größte Sorge hatten und haben die Pioniere der Tschechoslowakischen Volksarmee, die auf dem Gelände arbeiten. Noch immer müssen sie die Reste von fast unglaublich ausgedehnten Minenfeldern der faschistischen Wehrmacht beseitigen. Mehr als zwanzig Jahre nach der Schlacht wurden hier innerhalb von vier Wochen auf 100 Hektar Gelände 900 Granaten, Minen und Panzerfäuste sowie eine Menge leichterer Munition unschädlich gemacht. An diese gefährliche Soldatenarbeit in Friedenszeiten wird das Standbild eines minensuchenden Pioniers erinnern.

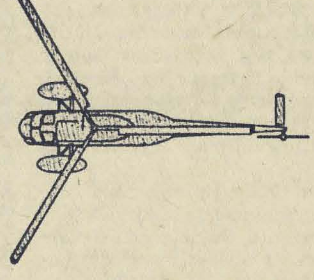
Das Militärhistorische Museum der Tschechoslowakischen Volksarmee, dem der Ausbau des alten Schlachtfeldes obliegt, hat große Pläne. Es beabsichtigt, in Zusammenarbeit mit der Polnischen Volksarmee, die riesige Gedenkstätte auch auf die Nordseite der Karpaten, auf polnisches Gebiet auszudehnen. Denn bereits bei Krosno, Sanok und Dukla (das zu Polen gehört, die Grenze war und ist der Dukla-Paß) führte das 1. Tschechoslowakische Armeekorps heldenhafte Kämpfe.

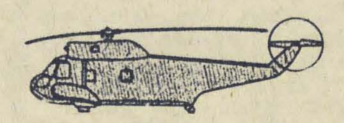
Die Zeit verwischt viele Einzelheiten. Der Staub der Vergangenheit bedeckt oft dieses und jenes Ereignis, das eigentlich verdient unvergessen zu bleiben, weil es einfach untrennbar zu der mit viel Blut errungenen Freiheit gehört. Und um im Gedächtnis des Volkes zu behalten, was sich hier, unter den Gebirgswäldern, auf dem Wege zur Freiheit ereignete, stehen an den ostslowakischen Karpatenhängen Panzer, Geschütze, Granatwerfer, die unter den Händen ihrer Besatzungen und Bedienungen Geschichte machten und nun selbst Geschichte geworden sind.



Sikorsky S-62 (USA)







Taktisch-technische Daten:

Leermasse	2200 kg
Abflugmasse	3670 kg
Tragschraubendurchmesser	16,15 m
Länge über alles	18,67 m
Höhe über alles	4,88 m
Höchstgeschwindigkeit	177 km/h
Reisegeschwindigkeit	157 km/h
max. Steiggeschwindigkeit	292 m/min
praktische Gipfelhöhe	3100 m
Reichweite	720 km
Triebwerk	1 Turbine GE T-58-8 mit 1265 PS
Bewaffnung	ohne
Besatzung	2 Mann

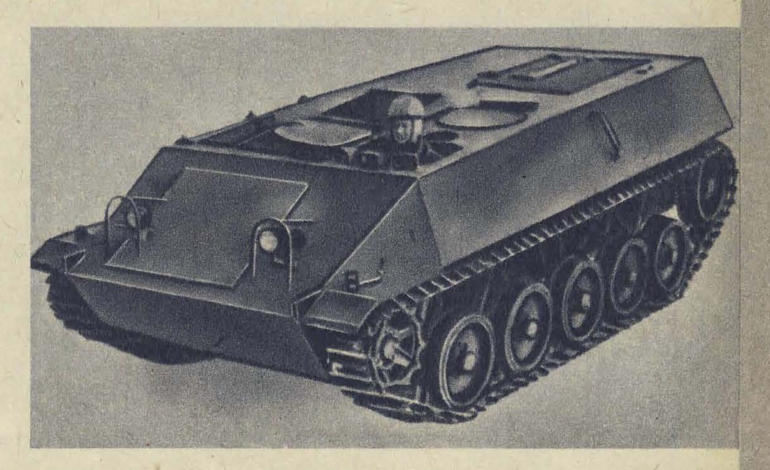
Der Sikorsky S-62 ist ein mittlerer Amphibienhubschrauber für den Transport von Personen und Lasten. Eingesetzt von der amerikanischen Küstenwache unter der Bezeichnung HH-52 A (früher HU 2 S-1 G) als Such- und Rettungshubschrauber. Der S-62 kann 11 Passagiere oder 12 ausgerüstete Soldaten befördern. Als HH-52 A ist er mit einer Rettungswinde und mit einer absenkbaren Rettungsplattform ausgerüstet.

SPW HWK-11 (Westdeutschland)

Taktisch-technische Daten:

Masse	11 t
Länge	5050 mm
Breite	2530 mm
Höhe	1580 mm
Steigfähigkeit	60%
Überschreitfähigkeit	2000 mm
Watfähigkeit	1200 mm
max. Geschwindigkeit (Straße)	70 km/h
Fahrbereich (Straße)	320 km
Bewaffnung	1 MG 7,62 mm
Motor	4-Takt-Otto, 211 PS

Vom HWK, der im Henschel-Werk hergestellt wird, existieren noch folgende Versionen: HWK-10, Jagdpanzer (PALR SS-11); HWK-12, Jagdpanzer (90-mm-Kanone); HWK-13, Spähpanzer (20-mm-Kanone); HWK-14, Granatwerferträger (81- bzw. 120-mm-GW); HWK-15, Funk- und Führungsfahrzeug; HWK-16, Sanitätsfahrzeug.



ARMEE-RUNDSCHAU
8/1966

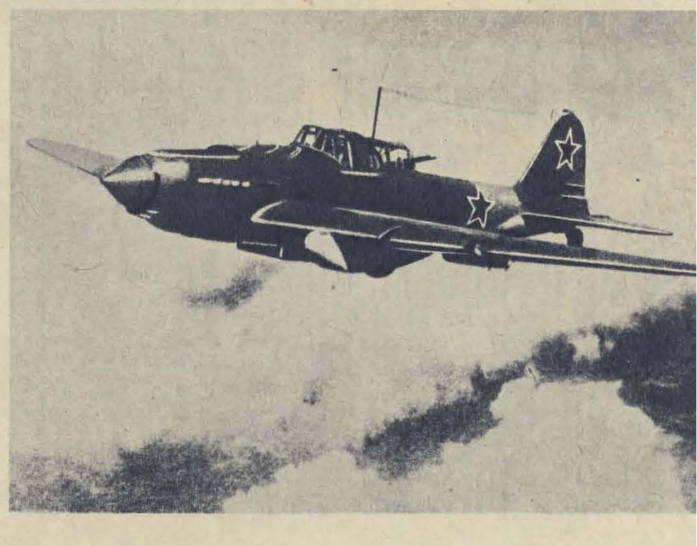
TYPENBLATT

WAFFEN DES
ZWEITEN WELTKRIEGES

Schlachtflugzeug Il-2 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Spannweite	14,60 m
Länge	11,60 m
Flügelfläche	38,50 m²
Leermasse	4200 kg
Abflugmasse	
– normal	5300 kg
– maximal	5500 kg
Höchstgeschwindigkeit	451 km/h
Marschgeschwindigkeit	360 km/h
prakt. Gipfelhöhe	4000 m
Reichweite	
– normal	600 km
– maximal	750 km
Bewaffnung	2 MG „SchKAS" (Kal. 7,62 mm); 2 Kanonen 20 mm; 400 bis 600 kg Bomben oder Raketengeschosse Typ „RS-82" oder „RS-132"



Die Il-2 war das erste sowjetische Schlachtflugzeug, das im Großen Vaterländischen Krieg in großem Umfang erfolgreich eingesetzt wurde. Im Jahre 1942 erschien seine zweisitzige Variante Il-2 Typ 3, aus der die Schul-Version Il-2 U und später die Il-10 entstand.

ARMEE-RUNDSCHAU
8/1966

TYPENBLATT

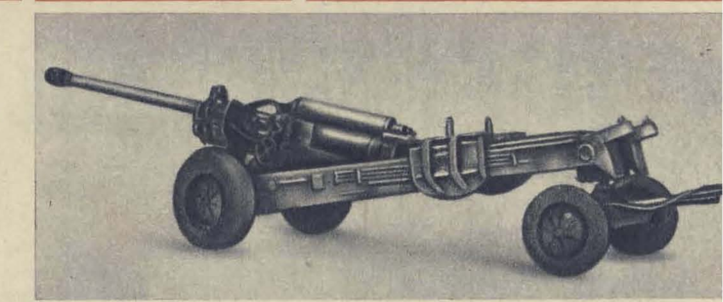
WAFFEN DES
SOZIALISTISCHEN LAGERS

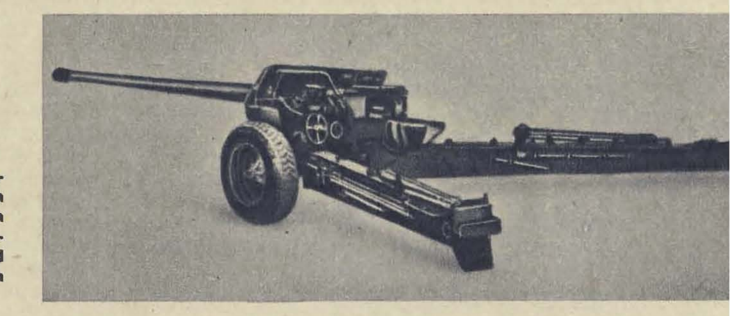
130-mm-Kanone (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse in Marschlage	8450 kg
Länge in Marschlage	11,2 m
Kaliber	130 mm
Anfangsgeschwindigkeit	770 . . . 930 m/s
max. Schußentfernung	
– indirektes Richten	27 000 m
– direktes Richten	1 170 m
Marschgeschwindigkeit	50 km/h (Straße)
Bedienung	1 : 8
Zugmittel	LKW oder Kettenfahrzeug

Die 130-mm-Kanone ist ein Fernkampfgeschütz zur Vernichtung von Kernwaffeneinsatzmitteln, schweren Panzern und gepanzerten Fahrzeugen des Gegners. Weiterhin wird sie zum Zerstören von Befestigungen eingesetzt.







Illustrationen: Wolfgang Würfel

AMBROSE BIERCE

Der Reiter am Himmel

An einem sonnigen Herbstnachmittag des Jahres 1861 lag ein Soldat in einem Lorbeergebüsch am Rande einer Straße in Westvirginia. Er lag in ganzer Länge auf dem Bauche, die Füße stützten sich auf die Zehen, der Kopf ruhte auf dem linken Unterarm. Seine ausgestreckte Rechte hielt mit lockerem Griff das Gewehr umfaßt. Man hätte ihn für tot halten können, doch widersprach diesem Eindruck die einigermaßen ordentliche Lage seiner Gliedmaßen und eine kaum merkliche regelmäßige Bewegung der Patronentasche auf der Rückseite des Koppels. Er schlief auf Posten. Wenn man ihn dabei ertappte, würde er nicht mehr lange zu leben haben, da auf sein Vergehen als gerechte und gesetzliche Strafe der Tod stand.

Das Lorbeergebüsch, worin der Missetäter lag, stand im Knick einer Straße, die aus südlicher Richtung eine steile Anhöhe überwunden hatte und gerade hier scharf nach Westen abbog, um etwa hundert Yard am Gipfel entlangzuführen. Dann wandte sie sich wieder südwärts und verlief im Zickzack hinunter durch den Wald. Am Eckpunkt dieser zweiten Straßenkrümmung trat ein großer, flacher Felsen nach Norden hervor. Er überschaute das tiefe Tal, aus dem die Straße anstieg. Der Felsen bildete den Abschluß einer hohen Wand; ein Stein von seinem Rand wäre tausend Fuß senkrecht auf die Wipfel der Fichten gefallen. Der Knick, an dem der Soldat lag, war ein anderer Vorsprung derselben Wand. Wäre der Posten wach gewesen, dann hätte er nicht nur eine Aussicht auf die kurze Strecke der Straße und den vorragenden Felsen, sondern auf

den gesamten Steilabfall der Wand darunter gehabt, ein Anblick, bei dem ihm gut und gern hätte schwindlig werden können.

Die Gegend war – bis auf den Talgrund im Norden, wo sich eine kleine Wiese ausbreitete, die ein vom Talrand kaum sichtbarer Bach durchfloß – ringsum bewaldet. Die offene Stelle wirkte nicht viel größer als ein gewöhnlicher Vorgarten, erstreckte sich jedoch in Wirklichkeit über mehrere Morgen. Sie war von lebhafterem Grün als der Wald ringsum. Ähnlich den Felswänden, die unsern Standort bei der Betrachtung der wilden Landschaft darstellen und zwischen denen die Straße irgendwie den Gipfel erklommen hatte, erhob sich jenseits der Wiese eine Reihe gewaltiger Felsklippen. Das Tal selbst wirkte von diesem Beobachtungspunkt aus völlig abgeschlossen, und man konnte sich nur wundern, wie die Straße, die herausführte, ihren Weg wohl hineingefunden hatte, woher das Wasser des Baches kam, der über tausend Fuß tief unten die Wiese teilte, und wohin es floß.

Kein Landstrich ist zu wild und unwegsam – der Mensch macht ihn trotzdem zu einem Kriegsschauplatz; denn unten in dieser militärischen Mausefalle, in der ein halbes Hundert Männer im Besitz der Ausgänge hätte eine ganze Armee bis zur Übergabe aushungern können, lagen im Walde verborgen fünf Regimenter der Unionsinfanterie. Sie waren den ganzen vorangegangenen Tag und die Nacht marschiert und rasteten nun. Bei Einbruch der Nacht würden sie dann wieder auf die Straße herauskommen, bis zu der Stelle hinaufsteigen, wo ihr unzuverlässiger Vorposten nun schlief, und, nachdem sie den jenseitigen Abhang des Bergkammes hinabgestiegen waren, etwa um Mitternacht ein feindliches Lager überfallen. Sie hofften es zu überraschen, da die Straße das Lager von hinten umging. Falls das mißlang, würde ihre Lage äußerst gefährlich werden; und es mußte mißlingen, wenn der Feind durch Zufall oder Wachsamkeit die Truppenbewegung bemerkte.

Der schlafende Posten im Lorbeergebüsch war ein junger Virginier namens Carter Druse. Er war der Sohn wohlhabender Eltern, als deren einziges Kind er so viel Behaglichkeit, Bildung und Wohlleben genossen hatte, wie Reichtum und Geschmack im Gebirgsland Westvirginias bieten konnten. Sein Vaterhaus war nur wenige Meilen von dem Platz entfernt, wo er jetzt lag. Eines Morgens war er vom Frühstückstisch aufgestanden und hatte ruhig, aber entschieden erklärt: „Vater, in Grafton ist ein Regiment der Unionstruppen eingetroffen, ich werde ihm beitreten."

Der Vater hatte sein löwenhaftes Haupt erhoben, den Sohn einen Augenblick schweigend betrachtet und darauf erwidert: „Nun, so geh, mein Sohn, und was auch geschehen mag, tu, was du für deine Pflicht hältst. Virginia, dem du nun untreu wirst, muß ohne dich auskommen. Sollten wir beide das Kriegsende erleben, werden wir weiter darüber sprechen. Der Zustand deiner Mutter ist, wie du vom Arzt weißt, höchst kritisch; sie kann im besten Falle noch ein paar Wochen unter uns weilen, doch diese Zeit ist kostbar. Es wäre also besser, sie nicht aufzuregen."

Da hatte sich Carter Druse ehrerbietig vor seinem Vater verneigt. Mit feierlicher Höflichkeit, die ein brechendes Herz verbarg, hatte dieser den Gruß erwidert, und der Sohn verließ die Stätte seiner Kindheit, um Soldat zu werden. Durch Gewissenhaftigkeit und Mut sowie durch selbstlose und verwegene Taten hatte er bald die Achtung seiner Kameraden und der Offiziere erworben. Diesen Eigenschaften und seiner Landeskenntnis war es zuzuschreiben, daß er für den gegenwärtigen gefährlichen Dienst auf dem äußersten Vorposten ausgesucht worden war. Dennoch war seine Erschöpfung stärker als sein Wille gewesen, und er war eingeschlafen. Wer weiß, welcher gute oder böse Engel ihm im Traum erschien, um ihn aus seinem frevelhaften Schlaf wachzurütteln? Lautlos und ohne jede Bewegung berührte in der tiefen Stille und Schläfrigkeit des scheidenden Nachmittags ein unsichtbarer Schicksalsbote sanft das Auge seines Bewußtseins und flüsterte seinem Geist jenes geheimnisvolle Auferweckungswort ins Ohr, das noch nie über Menschenlippen gekommen ist und das ein menschliches Gedächtnis noch nie behalten hat. Ruhig hob der Posten die Stirn vom Arm und schaute durch die schützenden Lorbeerzweige, wobei seine Rechte unwillkürlich den Gewehrschaft fester umschloß.

Seine erste Empfindung war ein starkes künstlerisches Entzücken. Auf mächtigem Postament, dem Steilfelsen, erhob sich regungslos und scharf gegen den Himmel abgegrenzt am äußersten Rande des krönenden Gesteins ein Reiterstandbild von ergreifender Würde. Die Statue des Mannes saß aufrecht und soldatisch auf der Statue des Pferdes, doch mit der Gelassenheit eines griechischen Götterbildes aus Marmor, das die Vorstellung einer Bewegung und Tätigkeit nur schwer aufkommen läßt. Der graue Anzug fügte sich der Atmosphäre des Hintergrundes harmonisch ein; der Metallglanz von Ausrüstung und Sattelzeug war durch den Schatten gedämpft und gemildert; das Fell des Tieres zeigte keine Glanzflecken. Ein auffallend kurzer Karabiner lag quer über dem Sattelknopf, wo ihn die rechte Hand am Kolbenhals umspannt hielt; die linke Hand mit den Zügeln war nicht zu sehen. Das Profil des Pferdes war als Silhouette in den Hintergrund des Himmels mit der Schärfe einer Kamee eingeschnitten. Es blickte durch die Lüfte zu den gegenüberliegenden Felsen. Das leicht zur Seite geneigte Antlitz des Reiters zeigte Schläfe und Bart nur im Umriß. Er schaute in den Talgrund hinab. Durch den lichten Hintergrund des Himmels und das Bewußtsein des Soldaten von der drohenden Nähe eines Feindes noch vergrößert, nahm die Gruppe heroische, fast gewaltige Ausmaße an.

Einen Augenblick lang umfing Druse das seltsame, unbestimmte Gefühl, er habe bis zum Kriegsende durchgeschlafen und betrachte nun ein auf diesem Gipfel errichtetes edles Kunstwerk, das den Taten einer heldischen Vergangen-

heit gewidmet war, an der er ruhmlos Anteil gehabt hatte. Diese Empfindung wurde durch eine leichte Bewegung der Gruppe gestört: Das Pferd war, ohne die Beine zu rühren, mit dem Rumpf etwas vom Rande des Abgrunds zurückgewichen; der Mann verharrte unbeweglich wie zuvor. Druse war jetzt hell wach und begriff voll, was auf dem Spiele stand; er legte den Gewehrkolben an die Wange, schob dabei den Lauf vorsichtig durch das Gebüsch nach vorn, spannte den Hahn und nahm durchs Visier eine lebenswichtige Stelle der Reiterbrust aufs Korn. Eine Berührung des Abzugs, und alles wäre für Carter Druse in Ordnung gewesen. In diesem Moment wandte der Reiter den Kopf und sah in die Richtung seines verborgenen Feindes – schien ihm direkt ins Gesicht, in die Augen, in sein tapferes, mitleidendes Herz zu sehen.

Ist es denn so entsetzlich, im Krieg einen Feind zu töten – einen Feind, der ein Geheimnis entdeckt hat, das für die eigene Sicherheit und das Leben der Kameraden entscheidend ist, einen Feind, der durch sein Wissen gefährlicher ist als seine ganze Armee trotz ihrer Größe? Carter Druse erblaßte. Er zitterte am ganzen Leibe, ihm wurde elend; die standbildartige Gruppe löste sich vor seinen Augen in schwarze Gestalten auf, die sich hoben und senkten und unstet in Kreisbögen am glühenden Himmel tanzten. Seine Hand fiel von der Waffe ab, langsam sank der Kopf tiefer, bis sein Gesicht auf den Blättern ruhte, in denen er lag. Dieser beherzte Mann und





kühne Soldat war nahe daran, durch den Aufruhr seiner Gefühle ohnmächtig zu werden. Doch das währte nicht lange; im nächsten Augenblick hob er den Kopf vom Boden, die Hände nahmen ihren Griff am Gewehr wieder auf, der Zeigefinger suchte den Hahn. Geist, Herz und Augen waren klar, Gewissen und Vernunft unerschüttert. Er konnte nicht hoffen, seinen Gegner gefangenzunehmen; wenn er dessen Aufmerksamkeit erregte, würde dieser nur mit der verhängnisvollen Nachricht in sein Lager eilen. Die Soldatenpflicht war eindeutig: der Mann mußte aus dem Hinterhalt erschossen werden, ohne Warnung, ohne die Gelegenheit, sich innerlich auch nur einen Augenblick darauf vorzubereiten, ohne Zeit für ein ungesprochenes Gebet mußte er vor Gottes Richterstuhl treten. Doch nein – es gibt eine Hoffnung: womöglich hat er nichts entdeckt, er bewundert vielleicht nur die erhabene Landschaft. Dann mag er umkehren und unbekümmert in der Richtung davonreiten, aus der er kam. Sicher wird es möglich sein, noch im Augenblick, in dem er sich entfernt, zu entscheiden, ob er etwas weiß. Es könnte wohl sein, daß seine gespannte Aufmerksamkeit... Druse wandte den Kopf und blickte in die Lufttiefe hinunter wie von der Oberfläche auf den Grund eines durchsichtigen Sees. Da sah er eine Schlangenlinie von Männern und Pferden über die Wiese kriechen; irgendein verrückter Kommandeur hatte seiner Mannschaft erlaubt, ihre Tiere im Freien zu tränken – von einem Dutzend Höhen aus deutlich sichtbar! Druse löste seinen Blick vom Tal und heftete ihn wieder auf Roß und Reiter am Himmel, abermals durch das Visier seines Gewehrs. Aber diesmal zielte er auf das Pferd: In seinem Innern klangen ihm, als wären sie ein göttlicher Auftrag, die Abschiedsworte seines Vaters: ‚Was auch geschehen mag, tu, was du für deine Pflicht hältst.' Er war jetzt ganz gelassen. Fest, aber nicht verbissen, lagen die Zähne aufeinander; seine Nerven waren ruhig wie die eines schlafenden Kindes – kein Zittern befiel auch nur eine Muskel des Körpers; sein Atem, erst beim Zielen angehalten, ging regelmäßig und langsam. Das Pflichtgefühl hatte gesiegt und der Geist dem Körper geboten: Ruhig, sei still! – Er schoß.

Ein Offizier der Unionstruppen, der aus Abenteuerlust, oder um sich mit der Gegend vertraut zu machen, das verborgene Feldlager im Tal verlassen hatte und ziellos zum tiefer gelegenen Ende einer kleinen Lichtung am Fuße der Felswand gelangt war, überlegte, ob es wohl Zweck hätte, seinen Erkundungsgang noch weiter auszudehnen. Eine Viertelmeile vor ihm – es schien

nur einen Steinwurf weit – erhob sich aus dem Fichtengürtel das mächtige Felsengebilde; es türmte sich so hoch vor ihm auf, daß ihn schwindelte, wenn er dorthin blickte, wo der Grat sich scharf und zackig gegen den Himmel abgrenzte. Bis zur halben Höhe von oben hob sich der Felsen scharf und senkrecht vom blauen Himmel ab, und von da bildeten ferne, kaum weniger blaue Berge bis hinab zu den Baumwipfeln im Tale den Hintergrund. Als der Offizier die Augen auf die schwindelnde Gipfelhöhe richtete, gewahrte er ein erstaunliches Schauspiel: ein Mann hoch zu Roß sprengte durch die Luft ins Tal!

In militärischer Haltung saß der Reiter im Sattel, kerzengerade und fest, mit starkem Griff hielt er die Zügel, um sein Pferd vor zu ungestümem Sprung zu bewahren. Das lange Haar strömte über seinem entblößten Haupt nach oben und wogte wie eine Feder. Die Hände waren in der dunklen Wolke der hochflatternden Pferdemähne verborgen. Das Tier bewahrte seine waagerechte Lage, als ob es mit jedem Hufschlag festen Boden berührte. Seine Bewegungen waren die eines wilden Galopps, aber noch während der Offizier hinblickte, hörten sie auf, und alle vier Beine schnellten vor wie beim Aufsetzen nach einem Sprung. Aber es war ein Flug!

Verwirrt und erschreckt über diese Erscheinung eines Reiters am Himmel – fast glaubte er, der auserwählte Chronist einer neuen Apokalypse zu sein –, ließ sich der Offizier vom Übermaß seiner Gefühle überwältigen; die Beine versagten ihm den Dienst, und er stürzte. Fast im selben Augenblick hörte er ein Krachen in den Bäumen – einen Laut, der ohne Echo erstarb –, und alles war still.

Zitternd stand der Offizier auf. Die vertraute Empfindung eines abgeschürften Schienbeins ließ ihn aus seiner Verstörtheit wieder zu sich kommen. Er riß sich zusammen und rannte überhastet ein ganzes Stück vom Felsen weg. Da ungefähr erwartete er den Reiter zu finden, und da war er natürlich nicht. In dem flüchtigen Augenblick der Vision war seine Vorstellungskraft so stark von der offensichtlichen Anmut, Leichtigkeit und Beherrschtheit der unwahrscheinlichen Leistung beeinflußt gewesen, daß er gar nicht auf den Gedanken gekommen war, die Marschlinie der fliegenden Kavallerie müsse ja direkt nach unten führen, und das Gesuchte könne nur unmittelbar am Fuße des Felsens zu finden sein. Eine halbe Stunde später kehrte er ins Lager zurück.

Der Offizier war ein kluger Mann; er hütete sich wohl, eine unglaubwürdige Wahrheit zu berichten. Er sagte nichts von dem, was er gesehen hatte. Als ihn jedoch der Kommandeur fragte, ob er bei seinem Streifzug etwas in Erfahrung gebracht hätte, das für das Unternehmen wichtig sein könnte, antwortete er: „Jawohl, Sir; aus dem Süden führt keine Straße ins Tal hinunter." Der Vorgesetzte, der es besser wußte, lächelte.

Nachdem er den Schuß abgefeuert hatte, lud der Soldat Carter Druse wieder nach und blieb auf seinem Posten. Kaum zehn Minuten waren vergangen, als ein Sergeant seiner Truppe vorsichtig auf Händen und Knien zu ihm herankroch. Druse wandte weder den Kopf, noch sah er ihn an, sondern blieb regungslos und ohne ein Zeichen des Erkennens liegen.

„Haben Sie geschossen?" flüsterte der Sergeant.

„Ja."

„Worauf?"

„Auf ein Pferd. Es stand auf dem Felsen dort – ziemlich weit vorn. Sie sehen, es ist nicht mehr da. Es ist den Felsen hinuntergestürzt." Sein Gesicht war weiß, sonst war ihm keinerlei Aufregung anzumerken. Als er geantwortet hatte, sah er weg und schwieg. Der Sergeant begriff es nicht.

„Hören Sie, Druse", sagte er nach kurzer Pause, „es hat keinen Zweck, etwas zu verheimlichen. Ich befehle Ihnen, Meldung zu erstatten. Hat jemand auf dem Pferde gesesssen?"

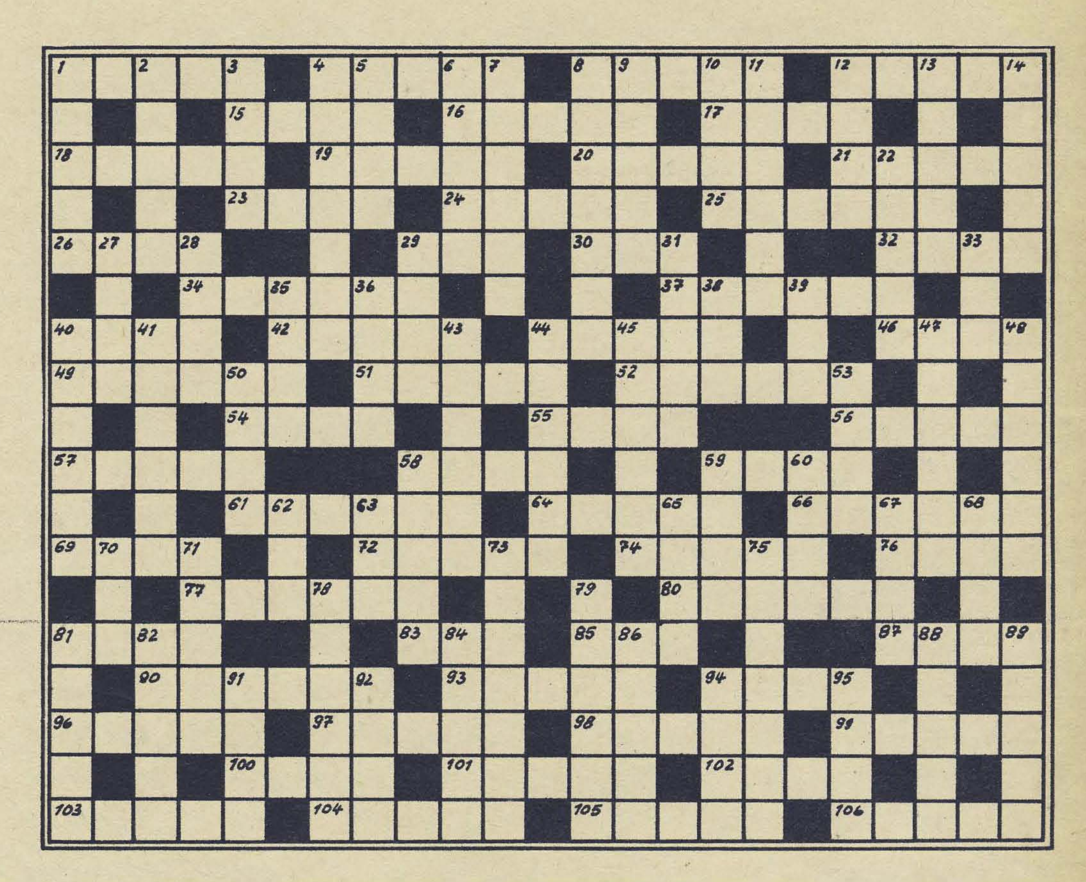
„Ja."

„Nun?"

„Mein Vater."

Der Sergeant stand auf und ging. „Großer Gott!" sagte er.





KREUZWORTRÄTSEL

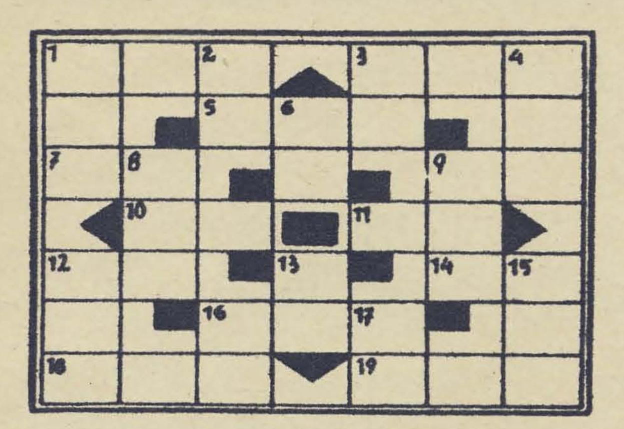
Waagerecht: 1. Antennenart, 4. chem. Verbindung, 8. Arbeitsgruppe, die überdurchschnittliche Leistungen anstrebt, 12. chem. Kampfstoff, 15. Laubbaum, 16. Stadt im Regbez. Kassel, 17. Überbleibsel, 18. Gaffelsegel am hintersten Mast, 19. Eiland, 20. Jugosl. Währung, 21. nordfries. Insel, 23. ital. Weinstadt, 24. Strom in Afrika, 25. Führer des Kieler Matrosenaufstandes 1917, 26. norweg. Mathematiker, 29. japan. Währung, 30. Armut, Gefahr, 32. Titelgestalt einer Tragödie von Shakespeare, 34. Isoliermaterial, 37. Stadt in Finnland, 40. Gewürz, 42. Sternbild, 44. Teil des Buches, 46. Regel, Richtschnur, 50. Teil des MG, 51. Saiteninstrument, 52. Teil des Auges, 54. imperial. Aggressionspakt, 55. deutscher Schriftsteller der Gegenwart, 56. Teilzahlungsbeträge, 57. zweitgrößte Insel der Erde, 58. Stadt in Rumänien, 59. Farbton, 61. Überlandmarsch mit Trägerkolonne (Afrika), 64. Komponist der Oper „Dantons Tod", 66. Blume, 69. Versdichtung, 72. Hauptstern im Sternbild Adler, 74. Bühnenwerk, 76. Futterbehälter, 77. Punktauge niederer Tiere, 80. Spott, 81. Niederschlag, 83. Teil des Auges, 85. Nebenfluß der Aller, 87. altes Schriftzeichen, 90. Stadt in Norditalien in der Landessprache, 93. Körnerfrucht, 94. südamerik. Hauptstadt, 96. Getränk, 97. Wildpferdart, 98. autonom. Gebiet Chinas, 99. Fechtwaffe, 100. Gewässer, 101. Teil des Geweihs, 102. Reinigungsmittel, 103. Entwicklungsstadium von Insekten, 104. Stadt im Bez. Halle, 105. deutscher Komponist (1873–1916), 106. Fluß in Frankreich.

Senkrecht: 1. internation. Atomforschungszentrum in der UdSSR, 2. Start- und Landeplatz, 3. sowj. Mondrakete, 4. Teil des Transistors, 5. Astrolog Wallensteins, 6. Geländeform, 7. Schiffsgeländer, 8. hervorrag. deutscher Wissenschaftler, 9. afrikan. Hauptstadt, 10. Staat in Vorderasien, 11. Stadt in Italien, 12. militär. Führungsstelle, 13. Erfinder des Funktelegraphen, 14. Stadt in Belgien, 22. Raubvogel, 27. synthetischer Kautschuk, 28. Bürde, 29. altgriech. Philosophenschule, 31. Rang-, Dienstbezeichnung, 33. Nebenfluß des Rheins, 35. Wurfwaffe südamerik. Indianer, 36. Speicher, 38. Honiggetränk, 39. Erdart, 40. kleines Dieselfahrzeug, 41. blauer Farbstoff, 43. Pelztier, 44. Teil der Funkanlage, 45. europ. Inselstaat, 47. Berg in den Alpen, 48. Wochentag, 50. Nebenfluß der Donau, 53. Nadelbaum, 58. Form der sowj. Kollektivwirtschaft, 59. oriental. Männername, 60. Staat in Vorderasien, 62. Stadt im Bezirk Karl-Marx-Stadt, 63. Fisch, 65. See in Nordamerika, 67. forstwirtschaftl. Raummaß, 68. stechender Teil einer Pflanze, 70. amerikanischer Schriftsteller (1809–1849), 71. europ. Hauptstadt, 73. Staat der USA, 75. kleines Küstenpanzerschiff, 78. Auspumpen des eingedrungenen Wassers aus einem Schiff, 79. hervorrag. Kommandeur der span. republikan. Armee, 81. Farbabstreicher, 82. Bienenzüchter, 84. Führerin der deutschen Arbeiterinnenbewegung (1857–1911), 86. Fluß in Frankreich, 88. Fußballspieler des FCV, 89. Einbringen der Frucht, 91. Hauptstadt von Togo, 92. skandinav. Münze, 94. Weinernte, 95. frz. Opernkomponist.

WÖRTER IN KREISEN

Die zu suchenden Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung

SILBENKREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. erster sowj. Stadtkommandant von Berlin 1945, 3. ital. Arbeiterzeitung, 5. Dienstgrad, 7. Wundmal, 9. Hafendamm, 10. Hauptstadt Perus, 11. synthet. Kautschuk, 12. Stadt in Italien, 14. Halbinsel im Norden der UdSSR, 16. Wassersportveranstaltung, 18. Strom in Afrika, 19. reaktives Geschoß.

Senkrecht: 1. höchste Gruppe der Ostalpen, 2. Turngerät, 3. Gebirge in der UdSSR, 4. Übersicht, Tafel, 6. ältester Gelehrter eines Faches, 8. Komponist der Oper „Norma", 9. europ. Fürstentum und Stadt, 12. Plattform am Erdgeschoß eines Hauses, 13. Vermächtnis, 15. Teil der Kanone, 16. Büchergestell, 17. Verpackungsgewicht.

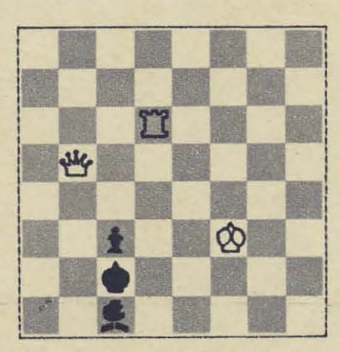
ZUM RECHNEN

Der Fahrer eines einzelnen Transportfahrzeugs merkt, daß sein Reservebenzin zur Neige geht. Als der Motor aussetzt, läßt er das Fahrzeug weiterrollen. Wir nehmen zur Vereinfachung an, die folgende Strecke sei horizontal.

Die nächste Tankstelle befindet sich 200 m weiter. Am Anfang der Rollbewegung hatte das Fahrzeug eine Geschwindigkeit von 36 km/h. Wird es die Tankstelle erreichen, wenn die Fahrwiderstandszahl = 0,03 beträgt?

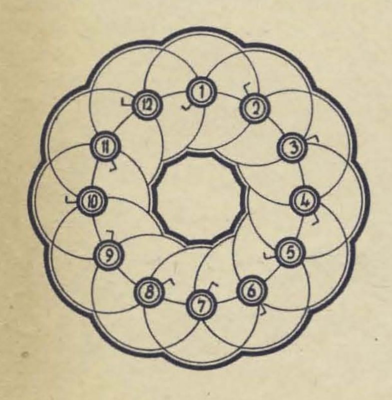
($g = 9{,}81\ m/s^2$, Entfernung e auf volle Meter angeben.)

SCHACHAUFGABE



Matt in 2 Zügen (W. A. Shinkmann)

um das Zahlenfeld. 1. Teil mancher Schiffe, 2. ungarischer Komponist, 3. sowjetischer Schriftsteller, 4. polnische Kreisstadt, 5. Mandelkonfekt, 6. Fluß in England, 7. männlicher Vorname, 8. Fehllos, 9. Reitpeitsche, 10. Radteil, 11. englische Stadtgrafschaft, 12. Sportbekleidung. Bei richtiger Lösung nennen die Buchstaben der Außenfelder – von 1–12 gelesen – eine Artilleriewaffe.



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 7/1966

Wörter in Kreisen: 1. Zelle, 2. Leine, 3. Arena, 4. Ralle, 5. Leere, 6. Einer, 7. Noten, 8. Motor, 9. SUOMI, 10. Conus, 11. Ohren, 12. Taler, 13. Laune, 14. Senne, 15. Segel. Zieleinrichtung.

Silbenkreuz: 2 + 6 Haben, 2 + 8 hager, 4 + 1 Beleg, 5 + 1 Kolleg, 6 + 3 Benzin, 7 + 4 Labe, 5 + 6 + 7 + 8 Kolbenlager.

Wabenrätsel: 1. Toto, 2. Bett, 3. Erie, 4. Nora, 5. Teer, 6. Reis, 7. Aare, 8. Ohre, 9. Hort, 10. Nest, 11. Haus, 12. Ahle – Oberstleutnant.

Silbenkreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Kater, 2. Leben, 3. Ader, 4. Warane, 6. Molette, 7. Tanne, 8. Lenker, 9. lyrisch.
Senkrecht: 1. Karawane, 2. Leder, 3. Anemone, 5. kategorisch, 7. Tanker.

Buchstabenstreichen: „Ohne Wissenschaft kann man keine moderne Armee aufbauen."

Kreuzgitter: Waagerecht: Sattel (3), Reimann (36), Kuba (18), Altena (37), Beimler (6), Agra (11), General (12), Eta (41), Kemi (35), Artelt (19), Kanone (16), Isar (23), non (30), Seeland (15), Belt (29), Turbine (1), Afrika (5), Riga (24), Benares (31), Kleist (13) – Senkrecht: Slang (25), Titan (20), Einer (4), Burg (33), Rabat (9), Iris (21), Aula (42), Nerz (7), Ale (38), Reis (43), Edom (39), Epos (26), Aken (44), Aare (10), Stil (22), Ulan (32), Mine (46), Ast (17), Obers (45), Eifel (2), Alibi (27), Draht (34), Stab (8), Uran (14), Pier (28), Loge (40).

Schach: Maßmann 1. Tf8! Lf8:; 2. c5 Lc5:; 3. Da5 matt.

Zum Rechnen: Vor dem Beladen schwebte das Schiff. Es befand sich also im Gleichgewicht. Nach dem Beladen wirkt senkrecht nach unten eine zusätzliche Kraft von 1000 Mp. Das Schiff sinkt X Meter. Die Wasserverdrängung wird um $1200 \cdot x\ m^3$ vergrößert.
Somit beträgt der zusätzliche Auftrieb $1200 \cdot x \cdot$ MP. Das Schiff befindet sich auch nach dem Beladen im Gleichgewicht. Die zusätzlichen Kräfte heben einander auf.
Damit ist $1000 = 1200 \cdot x$
$x = 0{,}83$
Das Schiff sinkt um 0,83 m.







HEFT 8
AUGUST 1966
PREIS MDN 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiři Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Redaktionsschluß dieses Heftes: 4. Juni 1966

Fotos: Flahr (1) Titel; Ortner (1) S. 2; Barkowsky (13) S. 8, 22, 23, 24, 25; Stähr (15) S. 12, 13, 14, 15, 16, 71, 72, 73; Dittrich (1) S. 30; Militärbilddienst (4) S. 32, 68; Zentralbild (2) S. 34, 61; Archiv (9) S. 40, 42, 82, 83; Gebauer (7) S. 47, 48, 49, 89; Progreß (1) S. 50; Kronfeld (1) S. 51; Klöppel (2) S. 52, 93; Friedrich (7) S. 62, 63, 64, 65, 66; Fukatsch (5) S. 78, 80, 81; Mittelstädt (1) S. 92; Raddatz (1) Rücktitel.

TITELBILD: Torpedoschnellboot der Volksmarine

STAR-Palette

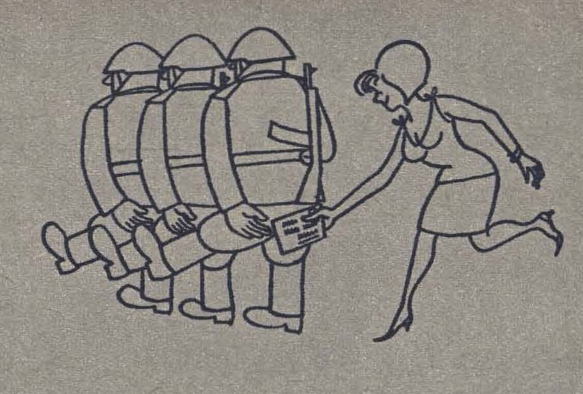
Krieg und Hitlerfaschismus waren gerade überwunden, zwischen den Ruinen fing neues Leben an. Auch in der alten zerstörten Stadt Magdeburg begannen die Kinder wieder zu spielen. Treffpunkt der Jugend war am Dom. Bei Sport, Spaß, Musik und allerlei Kunststücken fanden sie zusammen, stöberten auf entrümpelten Böden nach brauchbaren Kleidern, lustigen Hüten, Schirmen und verwendbaren Musikinstrumenten und waren besessen von ihrer Idee: Wir machen einen Zirkus! Mitten auf einem Trümmergrundstück entstand die Arena. Vor Eltern, Nachbarn und Schulkameraden fanden regelrechte Zirkusvorstellungen statt, und das jüngste Mitglied der „Truppe" war die damals siebenjährige Eva Schirmer. Mit stürmischem Applaus wurde sie für ihre akrobatische Tanzdarbietung belohnt, und die ganze Familie war sich darüber einig, daß Eva einmal Tänzerin werden müsse.



Eva Schirmer

So ging ihr eigener Lieblingswunsch in Erfüllung. Dreizehnjährig kam sie zur Kinderballettschule, erprobte sich wenig später als Tanzelevin am Magdeburger Theater und absolvierte danach die Abschlußprüfung an der Staatlichen Ballettschule Berlin. Während ihrer Ausbildung war sie aktive Sportlerin. Urkunden und Auszeichnungen sprechen von beachtlichen Leistungen im Geräteturnen und in der künstlerischen Gymnastik. Später sehen wir sie als Tänzerin am Potsdamer Hans-Otto-Theater. Von da holte man sie zwei Jahre später an den Berliner Friedrichstadt-Palast, wo sie bald zur Solistin avancierte und das klassisch-lyrische Genre vertritt.
Bühne und Ballettsaal sind Evas Element. Ihnen gehören täglich acht Stunden harter Arbeit. In der Freizeit aber eilt sie per Motorroller ans Wasser. Eine schnittige H-Jolle ist ihr Stolz.
Evas Zukunftspläne sind vernünftig und nüchtern, denn auf der Varietébühne kann man nicht alt werden. Deshalb lernt sie seit drei Jahren fleißig Stenografie und Schreibmaschine. — Vorläufig aber wollen wir sie noch viele Jahre auf der Bühne bewundern! *Helga Heine*





Laß mal wieder von Dir hören!

Witze von

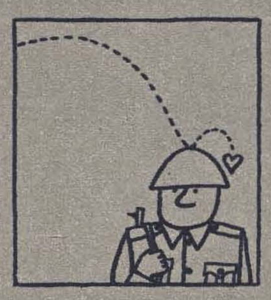
Paul Klimpke











Index 31036

